



Edgar Wallace

Leutnant Bones

**scanned by ginevra
corrected by eboo**

Ein weiterer Roman aus der Afrika Reihe von Edgar Wallace

Originaltitel: Leutnant Bones
Goldmann
1951

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Inhalt

Leutnant zur See Bones.....	3
Die Falle	15
Regierungswechsel.....	26
Der entscheidende Punkt.....	37
Valentines verrückter Einfall.....	50
Legenden.....	66
Der große Fetisch	80
Der Friedensstifter.....	92
Sandis Sohn.....	107
Bones und eine Dame	119
Das kleine Volk	132
Die Nordleute.....	144

Leutnant zur See Bones

Auf einem bewaldeten Hügelrücken, am Zusammenfluß des B'suri und des Großen Flusses, lag eine unregelmäßige Gruppe von Dörfern. Man nannte sie nach dem größten von ihnen M'fumbinifalapa. Sie hatten auch noch einen anderen Namen, den ich aber nicht nennen will, denn es wäre immerhin möglich, daß meine Geschichte in die Hände eines unschuldigen Menschen fallen könnte, der die Bomongo-Sprache versteht. Selbst wenn man es salonfähig übersetzen wollte, würde man es »Ewiger Schmutz« bezeichnen müssen. Die Ortschaften an sich waren nicht sauber, auch boten sie keinen netten Anblick vom Fluß aus. Die Hütten standen ohne Ordnung und Plan durcheinander, waren alt und nur dürftig ausgebessert. Manche sahen sehr häßlich aus, weil man sie mit Stücken verrosteten Wellblechs geflickt hatte. Denn calacala, das heißt vor langer Zeit, errichtete eine optimistische britische Gesellschaft in der Nähe einmal ein Lagerhaus für Palmnüsse. Das Unternehmen rentierte sich aber nicht, und das Lagerhaus stand verlassen da. Mit der Zeit hüllte es der Dschungel vollständig ein. Die Leute von M'fumbini hatten in ihrer diebischen Art Teile davon genommen, und da sie nichts planmäßig oder ordentlich machten, häuften sie Unzier zu Unzier, bis ihr Dorf so häßlich war, daß es die Augen aller Leute beleidigte, die es ansahen.

Sanders ermahnte sie, erließ Verordnungen und hielt ein Palaver nach dem anderen ab, aber alles war umsonst. Sie wohnten ziemlich isoliert, denn die Strömung des Flusses war hier stark, so daß die Landung an dem Ufer mit Gefahren verknüpft war und ihre Nachbarn nur sehr selten zu ihnen kamen. Sie lebten allein mit ihren mageren Kindern und ihren unglaublich häßlichen Weibern und wurden weder von den Isisi noch von den N'gombi als gleichberechtigt anerkannt, mit denen sie doch nach ihrer Aussage stammverwandt waren.

Der Einfluß der Umgebung auf den Charakter der Menschen ist so oft beschrieben worden, daß es nicht nötig ist, auch in dieser Geschichte näher darauf einzugehen. Die M'fumbini-Leute waren Lügner und Diebe, hielten Zauberbeschwörungen ab und glaubten an schreckliche Ju-Jus. Einsame Fischer, die in diesen Wassern Fische speertern, verschwanden gewöhnlich und wurden zweifellos abgeschlachtet, denn die M'fumbini waren Kannibalen. Nur einmal wurden sie dabei gefaßt.

Distriktsgouverneur Sanders kam in einer bestimmten Nacht und überraschte die Dorfbewohner bei einer besonders grausigen Festlichkeit.

Im nächsten Morgengrauen banden seine Soldaten dem Häuptling Hände

und Füße zusammen, legten einen Strick um seinen Hals und hängten ihn an einem sehr hohen Baum auf. Sanders hätte sich aber die Mühe sparen können, denn nach Verlauf eines Jahres hatte der neue Häuptling eine Geheimgesellschaft gegründet, die sich »Die drei Stöcke« nannte und Gewohnheiten annahm, die nicht in einem gedruckten Buch wiedergegeben werden können.

Wenn sie außer Verbindung mit anderen waren, sandten sie Späher und Spione aus, die als Vagabunden umherstreiften und von der Gastfreundschaft freundlicher oder gleichgültiger Stämme lebten, wobei sie die weniger freundlichen und unruhigen Völker mieden. Diese Wanderer erfuhren viele Dinge. Einer von ihnen war N'kema, ein gerissener junger Mann, der nur ein Auge hatte. Wenn er einem der großen gesunden Stämme angehört hätte, wäre er getötet worden, denn diese dulden keinerlei körperliche Entstellung. Eines Tages kehrte er mit allerhand Nachrichten zurück, und es wurde ein großes Palaver abgehalten.

»N'kema ist der Sohn meiner eigenen Schwester«, sagte der Häuptling und stellte ihn der umhersitzenden Versammlung vor. »Er hat viele wunderbare Dinge erfahren, und mein Ju-Ju hat mir gesagt, daß Wahrheit in seinen Worten liegt. So höre ihn nun an, mein Volk, S'ibi M'laka!«

Und N'kema sprach und berichtete von einem weißen Mann, der in dieses Gebiet gekommen sei und mit Hilfe merkwürdiger Instrumente eine wunderbare Flüssigkeit hergestellt habe, die die Leute zu wilder Fröhlichkeit brachte. Er erzählte auch, wie die Menschen Gummi und Elfenbein und allerlei schöne Dinge gebracht hätten, um dafür dieses Wasser der Verrücktheit einzutauschen. Aber Sandi, der Fuchs, habe den Mann bald ausfindig gemacht und ihn getötet. Und nun schrien alle nach dem Zauberwasser.

»Und dies habe ich erfahren, o Häuptling und o Volk, daß es in fernen Ländern, wo der Strom mit nur einem Ufer* fließt, viel brennendes Wasser gibt, und die Feuerschiffe bringen es in großen Gefäßen und schaffen es an die Küste. Nun denke ich, daß es gut wäre, wenn wir unser Elfenbein ausgräben und ich zu diesen wunderbaren Plätzen ginge und für die Zähne das Wasser einhandelte. Dann bringen wir es heimlich hierher, und wir werden reich sein.«

»Das ist ein törichtes Geschwätz«, sagte der Häuptling böse. »Denn was wird Sandi tun? Es ist doch ein Gesetz, daß alle Elfenbeinzähne und aller Gummi und die schönen Dinge, die wir finden, vor Sandi gebracht werden müssen und daß er sie in ein Buch einschreibt, bevor sie außer Landes gehen. Und ist es nicht ebenso Gesetz, daß alle Dinge, die in dieses Land kommen, erst vor Sandi niedergelegt werden müssen, und ist es nicht von Sandi mit

großen Worten gesagt worden, daß das Wasser der Verrücktheit nicht in dieses Land kommen soll? O N'kema, ich glaube, du bist ein Narr!«

»O Herr«, sagte der einäugige Mann eifrig, »ich habe sehr schlaue Gedanken in meinem Kopf. In der Nacht, wenn Sandi schläft, will ich mit einem großen Boot, das ganz mit Schätzen gefüllt ist, hinter seinem schönen Hause vorbei an dem Gestade des Flusses, der nur ein Ufer hat, entlangfahren zu den Plätzen, wo ich handeln kann. Ich habe auch einen Mann der Akasava gefunden, der in diesen fernen Ländern gelebt hat und der mir als Führer dienen wird.«

* Gemeint ist das Meer.

Das Palaver dauerte bis in den frühen Morgen, und die ganze nächste Nacht hindurch grub der Häuptling in Begleitung seiner Ratgeber die alten Bergeplätze seines Stammes aus, wobei geheimnisvolle Riten ausgeführt wurden. In einer mondlosen Nacht, als das Geschick günstig war und ein weißer Nebel über der Flußmündung lag, kam N'kema mit seinem beladenen Boot an dem Posten vorbei, der unten an der Flußmündung aufgestellt war, und fuhr an der Küste des Flusses entlang nach Norden. Von seiner Ankunft in dem Hafen eines gewissen unabhängigen Staates, von seinem Feilschen, seinem Handeln und seinem schließlich Erfolg braucht hier nicht ausführlich berichtet zu werden. Er kam in ein neues Land und in eine neue Welt und hörte vielleicht das erstmal von einem Krieg, der über all sein Verstehen groß war, und er war in dieser Zeit der Weltkatastrophe und dem Kriege näher als seine obersten Gebieter.

Der Atem des Weltkrieges wehte nur gelegentlich zu diesen Landstrichen, ein stürmischer Windstoß von kurzer Dauer, der beinahe den Blitz und Donner der Kanonen hierhergebracht hätte, die in Europa Tag und Nacht dröhnten. Dann hörte der Sturm auf, und es trat eine fast schmerzhafte Ruhe und Stille ein. Buchstäblich kam der Krieg manchmal nur durch Briefe hierher, manchmal durch Zeitungen und hin und wieder bei großen, ruhmreichen Ereignissen durch ein anderes, vertrauteres Mittel. Der eingeborene Beamte im Telegrafenbüro kam dann atemlos mit einem großen gelben Formular, das viele Fingerabdrücke zeigte, das aber in der schlechtentzifferten Botschaft der Zentralverwaltung des Gebietes von ergreifenden Heldentaten berichtete.

Für eine Stunde, für einen Tag lag dann eine sonderbare Ruhe über der Residenz. Die Wirkung dieser Nachrichten auf die drei Männer, die sie erhielten, war sehr verschieden. Zuerst versammelte die Botschaft vier Menschen an einer großen Landkarte, die auf dem Eßtisch ausgebreitet war. Die vierte Persönlichkeit war Patricia Hamilton, die Schwester des Haussa-Captains, die eine eifrige und begeisterte Strategin war. Nachher trennten sie

sich, und jeder versank in die besondere Welt seiner Träume.

Patricia war traurig, sie sah nur eine Welt, die von leidenden Frauen bevölkert war. Distriktsgouverneur Sanders ging in den Wald, der zur Residenz gehörte, und niemand kannte seine Gedanken. Captain Hamilton wurde schweigsam, fast finster. Er war freiwillig in sein Regiment eingetreten und hatte das größere Opfer gebracht. Er war in den Gebieten Afrikas geblieben, um den Frieden unter einem Zweimillionenvolk, das noch Neigung zum Kannibalismus besaß, aufrechtzuerhalten.

Leutnant Tibbetts, genannt Bones, aber klagte laut über sein Mißgeschick, bis ihn sein Vorgesetzter böse fortschickte. Er marschierte dann im Feuer seiner Begeisterung mit einem Zug wenig erfreuter Soldaten ins Gelände, um neue Schützengrabensysteme zu erfinden.

Manchmal vergingen mehrere Tage, bevor die Aufregung abflaute und die Menschen wieder normal wurden. Sanders war stets der erste, der sein Gleichgewicht wiederfand. Denn wo seine Sympathien auch liegen mochten, und wie sehr er auch bedauerte, daß er sein Leben als politischer Beamter zubringen mußte, immer wartete dringende Arbeit auf ihn.

Nur einmal rückte der Weltkrieg in unmittelbare Nähe. Bones trieb sich eines Nachmittags an der Küste umher, als eine dicke, schwarze Rauchwolke über dem Horizont auftauchte. Er stürzte wie verrückt vom Strand fort, stapfte mitten durch die Blumenbeete und war mit einem kühnen Sprung über das Geländer auf der Veranda. Er brachte die drei Menschen in Aufregung, die dort saßen und geduldig auf seine Ankunft zum Tee warteten, die sie sich allerdings etwas würdevoller gedacht hatten.

»Wo, zum Teufel, haben Sie gesteckt, Bones?« fragte Hamilton. »Ich habe mich heiser geschrien, um Sie zum Tee zu rufen.«

Bones grüßte militärisch. »Die Post kommt auf hoher See!« sagte er.

»Die Post?« sagte Sanders stirnrunzelnd. »Sie war doch erst am Dienstag hier - vor vierzehn Tagen kommt sie nicht wieder.«

»Die Post kommt auf hoher See!« wiederholte Bones. »Gesichtet von mir um fünf Uhr fünfundzwanzig, Westnordwest nach Westen.«

Es begann ein hastiges Suchen nach Gläsern und Feldstechern, und vier Augenpaare richteten sich gespannt auf die Rauchfahne, von der sich jetzt ein stumpfer Mast löste und offenbar ein einzelner, großer, rauchender schwarzer Schornstein.

»Ich weiß nicht, was das ist«, sagte Sanders nach einer Weile, »aber auf keinen Fall ist es ein Postdampfer.«

»Ich denke, ein Zerstörer«, sagte Hamilton, der das näherkommende Schiff intensiv betrachtete.

Nun war ein Zerstörer ein Kriegsschiff, das man an der afrikanischen Küste sonst nicht zu sehen bekam. Es gab zwar kleine, zierliche Kanonenboote, auch manchmal einen blitzblanken Kreuzer, aber nicht mehr und nicht weniger. Weder Unterseeboote noch Zerstörer, weder Schlachtschiffe noch Panzerkreuzer nahmen ihren Weg zu diesen Breitengraden, und die drei Männer empfanden die Neuigkeit mit jenem angenehmen Gefühl, das die Wirklichkeit in der Welt des Scheines hervorruft.

»Er kommt direkt hierher«, sagte Bones, »und ich wäre durchaus nicht überrascht, wenn die Regierung nach mir schickte.«

»Was sollte sie denn mit Ihnen anfangen, Bones?« fragte Hamilton.

»Sie wissen ja noch gar nichts«, verwahrte sich Bones, »Sie haben jenen Artikel nicht gelesen, den ich im ›Wildford Chronicle‹ erscheinen ließ.«

Hamilton grinste. »Haben Sie wieder für Zeitungen geschrieben?« fragte er resigniert.

»Es war nur eine kleine Sache«, sagte Bones bescheiden, »tatsächlich nur ein Brief an meinen lieben, alten Onkel Henry. Ich habe darin gelegentlich erwähnt, daß ich einen neuen Weg wüßte, um die Berechnungen dieser hübschen kleinen Torpedos über den Haufen zu werfen. Der verrückte alte Herr sandte den Brief an die Zeitungen.«

Aber sein Ton ließ nicht erkennen, daß er seinen Verwandten für diese Indiskretion tadelte.

»Natürlich werden diese Dinge bekannt«, fuhr er ernst fort, »und ich würde gar nicht überrascht sein, wenn die Admiralität diesem Artikel Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Meine Idee über Torpedos...«

»Es ist wirklich ein Zerstörer«, sagte Sanders, als das Schiff langsam vor Anker ging und seine vier niedrigen Schornsteine sich scharf von dem weißen westlichen Himmel abhoben. »Es ist ein großes Schiff - dort kommt eine Dampfpinasse von ihm an Land.«

»Natürlich«, sagte Bones und hustete, »es wird etwas unangenehm sein, Ham, mein Lieber, wenn ich Sie so plötzlich verlassen muß. Aber wenn das Vaterland die besten Männer und die besten Köpfe ruft-«, er zuckte mit den Schultern, »was kann man machen? Natürlich, es tut mir furchtbar leid, daß ich nun von hier fort muß, aber ich muß dahin gehen, wo ich am besten dem netten, alten Reich dienen kann. Der Krieg«, schwatzte er weiter, »stellt alle vorgefaßten Meinungen betreffend Dienstalter, Beförderung und so weiter auf den Kopf. Napoleon war schon mit einundzwanzig Jahren General - oder es können auch vierundzwanzig gewesen sein. Nelson - Admiral mit sechsundzwanzig. Leute, die Leutnants waren, kommandierten ein Jahr

später eine Division. Das ist Kriegsglück, mein lieber Freund.« Er klopfte Hamilton wohlwollend auf die Schulter. »Vergessen Sie bitte nicht, mein Lieber, Guter, zur Zeit noch Vorgesetzter«, sagte er heiter, »daß Sie in Ihrem alten Bones immer einen Freund bei Hofe haben werden. Genieren Sie sich nicht, Ihre Karte hereinzusenden - kommen Sie direkt in mein Büro. Und tun Sie nicht zeremoniell mit mir, alter Freund. Denken Sie dann nur nicht, daß ich der Admiral Sir Augustus Tibbets bin, der Torpedoboot-Experte, sondern immer noch der einfache Bones. Ich würde Ihnen niemals vergeben, wenn...«

»Ich wünschte nur, Sie würden endlich den Mund halten, Bones«, sagte Hamilton. »Kommen Sie mit zum Strand und begrüßen Sie die Leute.«

Die starke Pinasse durchschnitt schnell die sich überschlagenden Wellen, kam gut durch die Brandung und fuhr an dem weichen Ufer auf Grund. Ein Marineoffizier in weißer Uniform und Tropenhelm sprang heraus, und die Offiziere begrüßten einander nach alter Gewohnheit.

»Hurra!« schrie Bones. »Wie steht die Sache?«

Der Offizier, der an Land kam, war ein großer, gutaussehender junger Mann von fünfundzwanzig Jahren. Beim Lächeln zeigte er seine weißen Zähne. Er ging den Strand hinauf und begrüßte die beiden anderen.

»Ich bin außerordentlich traurig, daß ich Sie hier in Ihrem Arkadien störe, aber ich vermute, daß Sie schon gehört haben, daß Krieg im Gange ist.«

Hamilton lächelte, Bones aber hielt das für unter seiner Würde.

»Mein lieber Seeoffizier«, sagte er ernst, »was bringen Sie uns für Nachrichten?«

Der Fremde mußte lachen. »Ich möchte Ihren Nachrichtenoffizier sehen«, sagte er.

»Unseren -?« fragte Hamilton verwirrt.

»Den Nachrichtenoffizier, der den Geheimdienst unter sich hat.« Der Seemann schaute vom einen zum anderen, und Bones ergriff sofort die Gelegenheit.

»Mein Lieber«, sagte er, indem er den Besucher vertraulich unter dem Arm faßte. »Wir verstehen uns, Sie wollen mich betreffend des guten alten Torpedofängers sprechen.«

»Nicht um die Welt«, sagte der Offizier. »Ich möchte...«

»Kommen Sie mit zum Verwaltungsgebäude«, sagte Hamilton lachend, »ich fürchte, wir sind alle Nachrichtenoffiziere.«

»Einer natürlich mehr als die anderen, mein lieber, alter Seehund«, unterbrach ihn Bones und ließ den Arm des Offiziers noch nicht los. »Einer von uns - aber es ist nicht an mir, zu sagen, wer - ist besonders geeignet zum

Bewahren von Geheimnissen. Was nun aber die Sache mit den Torpedos angeht -«

Hamilton stellte Sanders den Offizier vor. Sein Name war Bagshott.

»Es wurde mir mitgeteilt, daß ich an den meisten unserer Hauptplätze an der Küste einen Nachrichtenoffizier vorfinden würde«, entschuldigte er sich und erklärte, daß er die Küste bisher noch nicht berührt habe, sondern direkt von einer Insel im Atlantischen Ozean herübergekommen und mit den Zuständen in diesen Gewässern nicht vertraut sei.

»Also -« Er kam, wie Seeoffiziere das gewöhnlich machen, mit einer plötzlichen Redewendung auf eine ernste Angelegenheit zu sprechen. »In dieser Gegend treibt sich ein UBoot herum, das in der letzten Zeit einen Angriff auf einen Postdampfer machte. Sein Torpedoschuß ging nur um Haarsbreite an der Schiffsschraube vorbei. Es ist unglaublich weit von seiner Basis entfernt, aber diese neuen Unterseeboote können erstaunliche Entfernungen zurücklegen. Vor zwei Tagen hat es einen Handelsdampfer versenkt. Wir erhielten noch gerade sein SOS zur rechten Zeit und kamen an, kurz bevor er unterging.«

»Ich glaube kaum, daß wir Ihnen helfen können«, sagte Sanders. »Aber selbstverständlich stehen wir ganz zu Ihrer Verfügung. Was können wir für Sie tun?«

»Haben Sie schon einmal versucht, die Unterseeboote mit Netzen zu fangen?« fragte Bones in plötzlicher Erregung. »Großer Gott, was für eine glänzende Idee - blitzartig überkam sie mich, lieber, alter Ham! Also, Sie machen ein nettes kleines Netz unter ein Unterseeboot und ziehen es einfach in die Höhe. Verstehen Sie, wie ich es meine, lieber Seeoffizier?«

Bagshott brachte es nicht einmal zu einem Lächeln. »Ich fürchte, es hat schon jemand vor Ihnen diese Idee gehabt«, sagte er ernst.

»Aber man könnte sie doch mit Magneten aus dem Wasser fischen«, fuhr Bones energisch fort und war in keiner Weise durch die Ablehnung eingeschüchtert. »Sie nehmen einfach ein halbes Dutzend starker Magnete...«

»Bones, seien Sie jetzt endlich ruhig! Was können wir tun?« fragte Sanders.

»Sie können mir eine Information über die Tiefe des Stromes geben. Die Schiffscharts, die wir haben, sind nicht recht brauchbar. Die afrikanischen Ströme verschlammen, und die Wassertiefen ändern sich jede Woche.«

»An manchen Stellen hat er ganz nette Tiefen -« Bones wollte seine Stellung als Nachrichtenoffizier, zu dem er sich selbst ernannt hatte, nicht aufgeben. »Einfach furchtbar tief, lieber, alter Seeonkel.«

»Diese Informationen kann ich Ihnen geben«, sagte Sanders. »Was wollen

Sie noch weiter wissen?«

»Es wäre mir lieb, wenn Sie einen Offizier oder einen äußerst vertrauenswürdigen Mann -«

»Alles in einer Person, mein Herr und Freund«, murmelte Bones, »wenn Sie den richtigen Soldaten nehmen.«

»Schlag ihm doch einmal auf den Kopf, Pat«, bat Hamilton seine Schwester ernstlich. »Fahren Sie fort, mein Herr. Was hat er zu tun, und was sind seine Pflichten?«

»Er soll nachts die Flußmündung bewachen. Das Unterseebot könnte in die Flußmündung einlaufen und tagsüber unter Wasser bleiben. Ebenso müßte er ein Auge auf alle fremden Fahrzeuge haben, die in diesen Gewässern erscheinen. Es ist nämlich auch ein Versorgungsschiff irgendwo in dieser Gegend. Es wird gerade keine angenehme Aufgabe sein, denn es bedeutet eventuell, einen Monat lang Wache zu halten.«

»Sie brauchen kein Wort mehr zu sagen«, bemerkte Bones feierlich und drückte dem Besucher die Hand. »Es ist schon alles in bester Ordnung - betrachten Sie bereits alles als geschehen. Und wenn Sie oder Ihre nette, liebe Mannschaft einmal an dem schweigsamen Posten zur Nachtzeit vorbeikommen, das Paßwort ist ›Wachsamkeit‹, und der Seeoffizier, der die Wache befehligt, Leutnant Augustus Tibbets.«

Er stand stramm und salutierte.

»Sie sind doch nicht etwa von der Königlichen Marine?« fragte der erstaunte Offizier.

»Ich will dafür sorgen, daß der Wachposten aufgestellt wird«, sagte Hamilton, indem er das freiwillige Angebot Bones' ignorierte. »Es wird unserem Leben eine interessante Abwechslung geben.«

Eine Stunde später fuhr der große Zerstörer wieder ab, und bei Sonnenuntergang war er vollständig hinter dem Horizont verschwunden.

Der Dienst begann in derselben Nacht. Hamilton nahm das Dampfboot, ließ es in die Mitte des einen schiffbaren Flußarmes fahren und warf dort für die Nacht Anker.

Um ein Uhr morgens hörte er ein leises Geräusch und wandte sein Nachglas nach der Flußmündung, aber er sah nichts. Fünf Minuten später tauchte ein Boot aus der Finsternis auf, und jemand rief ihn mit einem heiseren Flüstern an.

»Haben Sie irgend etwas gesehen, lieber, guter Captain?«

»Sind Sie das, Bones? Was, zum Teufel, haben Sie denn hier zu tun?«

»Wachen und warten, mein lieber, alter Offizier. Wachen und warten.

Haben Sie nicht irgendwelche Anzeichen von dem netten alten Seeräuber?«

»Machen Sie, daß Sie ins Bett kommen, alter Esel!«

Eine gedämpfte Stimme antwortete so etwas wie »Zu Befehl!«, und das Boot wurde wieder von der Finsternis verschlungen.

Um drei Uhr, als Hamilton vermutete, daß das Unterseeboot versuchen könnte, in die Flußmündung einzulaufen, hörte er einen heftigen Stoß gegen die Wand seines Bootes. Sofort sprang er zur Reling, den Revolver in der Hand.

»Gut Freund!« hörte er die Stimme von Bones. »Ich bin schrecklich traurig, Wachtkamerad, aber es war ein Schlag meines Ruders.«

»Zum Teufel, was treiben Sie sich immer noch hier herum warum schlafen Sie nicht?« fragte Hamilton böse.

»Passieren Sie, Freund, und alles ist in Ordnung.« Bones sprach wohl zu sich selbst. Dann verschwand er wieder.

»Wenn Sie nicht schlafen, Bones, während ich auf Posten bin«, sagte Hamilton ernst, als sie beim Frühstück saßen, »wie wollen Sie dann Ihre Wache halten, wenn Sie dran sind?«

»Es ist der ganzen Küste entlang bekannt«, sagte der bescheidene Bones, »daß ich von den netten, lieben Eingeborenen einen besonderen Namen bekommen habe - ›Das Auge, das sich nimmer schließt‹«

»Ich verstehe immer Auge«, unterbrach ihn Hamilton, indem er nach den Ölsardinen langte, »sind Sie auch sicher, daß es nicht ›Mund‹ heißen soll?«

»Auge!« sagte Bones wild. »Seien Sie gerecht, Ham, seien Sie ein Sportsmann, mein Lieber, und berauben Sie den alten Bones nicht seiner letzten Ehre!«

»Das Auge, das sich nimmer schließt«, murmelte Hamilton und schüttelte traurig den Kopf.

Bones übernahm seine Pflichten in der nächsten Nacht und schien sehr wachsam zu sein. Auf dem Motorboot war ein kleines Hotchkiß-Geschütz am Bugsprit eingebaut, welches er sofort lud. Mitten in der Nacht vergaß er aber, daß es geladen war, und da er nichts zu tun hatte, spielte er mit dem Abzug, und der Schuß ging los. Hamilton in Pyjama und Moskitoschuhen, Sanders mit einem Paletot bekleidet und Patricia in einem etwas seltsamen Anzug versammelten sich am Strand und hielten ein Palaver mit Bones ab, der aber wohlweislich auf seinem Posten in der Mitte des Stromes aushielt.

Die Unterhaltung bei dieser Konferenz wurde sehr laut geführt, und die Haussas, die hastig herbeiliefen und in Reih und Glied am Flußufer antraten, vergrößerten den Lärm nur, indem sie die Ereignisse untereinander

besprachen.

»Furchtbar traurig!« brüllte Bones. »Reiner Zufall! - Hätte jedem passieren können! Soll nicht wieder vorkommen!«

»Das Geschoß hätte beinahe das Regierungsgebäude getroffen, Sie - Sie -«

»Nicht in Gegenwart der Kinder!« warnte Bones.

Während dieser Nacht ereignete sich kein weiteres Unheil, und die nächste Nachtwache, die wieder Hamilton traf, verließ ohne Zwischenfall, denn Bones schließ die ganze Zeit.

Erst in der vierten Nacht kam er wieder an die Reihe, obwohl Sanders freiwillig die Wache übernehmen wollte, um ihn abzulösen.

»Also, nun hören Sie zu, Bones«, sagte Hamilton, »und nehmen Sie Haltung an, wenn ich mit Ihnen spreche, Sie verfluchter saumseliger Teufel von einem Leutnant!«

»Immer zuwenig Gentleman!« murmelte Bones.

»Schlafen Sie nicht - laden Sie vor allen Dingen das Geschütz nicht - spielen Sie nicht den Verrückten - lassen Sie sich keinen Schreck einjagen - machen Sie keinen Lärm - und singen Sie nicht - das ist alles!«

»Sind Sie auch sicher, daß Sie nichts vergessen haben?« sagte Bones mit ironischer Besorgnis. »Sie haben nichts über Grammophone gesagt.«

Bones ging an Bord. Hamilton lauschte in die immer tiefer werdende Dunkelheit und hörte die unmusikalische Stimme seines Untergebenen, der versuchte, den Soldatenchor sehr laut zu singen. Bones wollte das Geräusch übertönen, das durch das Öffnen des Verschlusses hervorgerufen wurde, als er das Geschütz heimlich und leise lud.

Leutnant Tibbets war außergewöhnlich wachsam in dieser Nacht, und als die erste Begeisterung verraucht war, die junge Leute in abenteuerlichen Augenblicken überkommmt, wurde sein Kopf außerordentlich klar. Er legte sich neben das Geschütz auf den Boden, stützte das Kinn auf die gefalteten Arme und starrte auf das Meer hinaus. Er war überhaupt nicht schlaftrig, obgleich der Maschinist und der Steuermann, die zusammen mit vier Haussas die Besatzung bildeten, laut schnarchten.

Die einzigen Laute, die er außerdem vernahm, waren das Plätschern des Flußwassers an der Bootswand und das Geräusch der langsam sich überschlagenden Wellen am fernen Ufer. Vampire flogen über ihn hinweg und kreisten über dem Schiff. Schnelle Nachtvögel stießen herunter und tauchten links und rechts von ihm. Im Wasser gab es heftige, geräuschvolle Bewegungen, Gestalten erschienen im funkelnden Sternenlicht, aber Bones ließ sich nicht von seiner Aufgabe ablenken. Um zwei Uhr siebzehn - der

Augenblick ist genau in den offiziellen Akten festgehalten - fühlte er sein Herz heftig schlagen.

Ein Fahrzeug versuchte in die Flußmündung einzufahren. Er schaute angestrengt durch das Fernglas. Es war ein langes Boot - er beobachtete es genau - in der Mitte war ein niedriger Aufbau - Periskop konnte er allerdings keines sehen.

Seine Blicke saugten sich an der Erscheinung fest. Er zielte und feuerte den Schuß ab.

Dem scharfen Knall des Geschützes folgte ein Echo von einem Ufer zum anderen, aber Bones hörte nichts, er hatte nur Augen. Er sah, wie die Erhöhung zusammenbrach, ein gellender Schrei ertönte, aber er vernahm ihn nicht, denn er lud das Geschütz wieder...

N'kema hatte keine Zeit, den Verlust des großen Branntweinfasses zu beklagen, das er mit soviel Mühe und Arbeit von Monrovia hierhergebracht hatte. Er griff ein Ruder aus der Hand eines getroffenen Bootsmannes, und mit einem Stoß seiner Schulter warf er den Toten über Bord. Die schnelle Strömung trug das Boot in die See, und N'kema ruderte mit Hilfe aller, die noch am Leben waren, so schnell er konnte.

Ein anderes Geschoß sauste über seinen Kopf hinweg, und er hörte den Knall der Explosion draußen auf der See.

»Schneller, schneller!« rief der einäugige N'kema heiser, »o mein Ju-Ju beti, rette N'kema, o koko!«

Plötzlich hörte er auf zu rudern und war völlig bestürzt, denn rechts vor ihm tauchten die dunklen Umrißlinien eines Schiffes auf.

Es war ein fremdartiges Fahrzeug - eine lange Linie mit einem großen Aufbau in der Mitte. Es war aber zu spät, sein Boot anzuhalten, es sauste gegen die Seitenwand des geheimnisvollen Schiffes. Es gab ein Krachen wie von zerbrochenen Töpferwaren. Drei Mündungsfeuer zuckten am unteren Deck des Schiffes auf, und N'kema rollte, von einem Geschoß mitten ins Herz getroffen, vom Boot ins Wasser.

Bones kam am anderen Morgen zum Frühstück, ein Bild beleidigten Stolzes. Hamiltons Zorn war verflogen, aber seine Zweifel nicht. Er selbst bemühte sich sogar, Erklärungen zu geben.

»Nein, verehrter Freund, ich habe nicht geträumt, und es war auch kein Krokodil oder Herr und Frau Nilpferd, die eine Vergnügungsreise machten - es war ein U-Boot, und ich habe es in Fetzen zerschossen! Haben Sie nicht den sonderbaren Geruch wahrgenommen?«

»Ich habe einen eigentümlichen Geruch bemerkt«, stimmte Sanders bei, »aber es duftete mehr nach Branntwein...«

»Nun, meine Theorie ist...«

Bones konnte aber seine Theorie nicht mehr darlegen, denn in diesem Augenblick kam Abibu eilig mit einem Telegramm herbei. Sanders las es laut vor:

»Vom Ersten Seeoffizier an Distriktdgouverneur Sanders: U-Boot diesen Morgen dreißig Meilen westlich der Flussmündung in schwerbeschädigtem Zustand aufgegriffen. Kapitän berichtet, daß er von Ihrer Station beschossen wurde. Havarie bestand aber durch Zusammenstoß mit Kanu.«

Bones verbeugte sich ringsum und strahlte auf die erstaunte Tafelrunde herab.

»Was habe ich Ihnen gesagt?« fragte er triumphierend.

»Aber beschädigt durch Zusammenstoß mit Kanu«, wiederholte der verblüffte Hamilton.

Bones zuckte die Schultern.

»Daß die Deutschen es anders darstellen, ist doch Kriegslist«, sagte Bones überlegen.

Die Falle

Distriktsgouverneur Sanders saß im Palaverhaus eines N'gombidorfes, die halbnackten Eingeborenen hockten in weitem Kreis um ihn herum und waren in gedrückter Stimmung. Niemand im Dorf kümmerte sich um die Kochtöpfe, denn die Frauen und selbst die Kinder weilten bei der großen Menge in der Versammlung, um zu hören, wie Sandi die unangenehmen Nachrichten aufnehmen würde.

Den ganzen Morgen hatten der Häuptling und seine Ältesten gesprochen. Sie gingen in dem Halbkreis auf und ab und gestikulierten heftig mit den Armen. Das war ein beredtes Zeichen für den Ernst der Lage und für ihre Furcht. Als der letzte Sprecher geendet hatte, war die Reihe an Sanders selbst, der ihr höchster Gesetzgeber war.

»Den ganzen Morgen habe ich euch nun zugehört«, sagte er in tieftönender Bomongosprache, »bis meine Ohren müde geworden sind. Ich weiß es also jetzt: Nach Vollendung des sechsten Monats komme ich zu diesem Dorf, wie es alte Gewohnheit ist, um mit meinen Händen die Gaben entgegenzunehmen, die ihr der Regierung zahlen müsstet - soviel Fische, soviel Maniok, soviel Korn und Gummi und soviel Elfenbein. Nun erzählt ihr mir, daß eure Jagd nicht ergiebig war, daß eure Ernten schlecht und eure jungen Leute zu krank waren, um in den entlegenen Wald zu gehen und die Gummibäume anzuzapfen, und daß ich für meinen König nur die Hälfte von dem nehmen kann, was ihm gehört. Nun weiß ich aber - weil ich viele Späher habe -, daß ihr große Feste gabe und Tänze abhieltet und euren Gummi bei den Arabi für Getränke einhandeltet, die nichts wert sind und euch nur verrückt machen. Aber ich sage euch, ich will wieder zu euch kommen, wenn drei Monate vergangen sind, und ihr sollt mir all das geben, was sich gehört, und wenn wieder drei Monate vorüber sind, werde ich wiederkommen, und ihr werdet mir das volle Maß geben. Das Palaver ist aus.«

Er erhob sich etwas steif von seinem Stuhl und ging durch die Menge, die nur langsam und mit finsternen Blicken zurückwich, denn dieser Befehl verursachte viel Arbeit für die jungen Leute. Er ging durch das Dorf; vor der Hütte des Häuptlings M'liko stand dessen kleine Tochter, ein schwaches, unansehnliches Mädchen. Sanders hatte Kinder gern und legte die Hand auf ihren Kopf.

»Was fehlt dir denn, M'jibini?«

»O Herr«, sagte das Kind, »ich habe böse Schmerzen in meinem Kopf.«

»Geh zu meinem großen Schiff und sprich mit den Soldaten und laß dir gute Medizin geben.«

Das kleine Mädchen aber ging nicht dorthin, sondern lief aus Furcht in ihres Vaters Hütte, weil sie von einem so großen Mann angesprochen worden war.

Der Häuptling M'liko kam an das Ufer, um bei Sanders' Abfahrt zugegen zu sein.

»O Herr«, sagte er, »wir sind arme, schwache Leute. Welchen Zauber kannst du uns geben, daß wir die viele schwere Arbeit verrichten, die du uns auferlegt hast?«

Sanders sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an. »Heute«, sagte er ruhig, »wird mein Zauber anfangen zu wirken, und du wirst sehen, daß ich sehr mächtig bin.«

Er fuhr den Strom hinunter und ließ eine schwarze Rauchfahne hinter sich. Am Ufer aber stand ein unbotmäßiger Häuptling, der finster auf die Kiellinie der weißen »Zaire« niederschaute.

In dieser Nacht starb die Tochter des Häuptlings plötzlich. Der rachsüchtige M'liko rief seine ganze Verwandtschaft zusammen, um ihr von dem Zauber zu erzählen, den Sandi vollbracht hatte.

»Wir wissen«, sagte M'liko, »daß Sandi sehr grausam zu den Leuten dieses Dorfes war. Und nun hat er das Schlechteste von allem getan, er hat seine Hand auf das Kind meiner zweiten Frau gelegt, und es ist gestorben!«

Er berührte den Erdboden zur Linken und dann zur Rechten, um den Geist des toten Kindes zu besänftigen, und alle, die ihm zugehört hatten, taten das gleiche.

»Wenn wir jetzt nichts tun, wird Sandi hierherkommen und unsere Kinder durch seinen Zauber töten, denn mit seinen eigenen Worten hat er es versprochen. Sollen wir nun warten, bis wir sterben?« Er blickte ringsum in die erschreckten Gesichter und bemerkte, daß seine Verwandten ihm recht gaben.

Leutnant Tibbets ging an einem heißen Frühlingsabend der folgenden Woche mit großen Schritten quer über den Exerzierplatz. Er zog seine Augenbrauen zusammen, blieb ab und zu stehen und öffnete das große Buch, das er unter seinem Arm trug. Er las einen Satz und memorierte dann die Weisheit, die er eben gelesen hatte, dann hob er den Kopf, schloß die Augen und sah aus, als ob er betete.

Sein Vorgesetzter, Captain Hamilton, beobachtete ihn gelangweilt. Distriktsgouverneur Sanders schaute vergnügt und neugierig zu, und Patricia, die zwischen den beiden Männern auf der Veranda stand, unterdrückte mit Mühe ein Lachen.

»Was, zum Teufel, ist denn wieder mit ihm los?« fragte Hamilton ärgerlich. »Will er ein buddhistischer Priester oder so etwas Ähnliches werden?«

Bones kam näher und schrak heftig zusammen, als er bemerkte, daß man ihm zuhörte. Schnell setzte er sich in Positur, lächelte selbstbewußt, ging mit eiligen, trippelnden Schritten zur Veranda und summte laut, falsch und unmusikalisch ein Lied.

»Bones«, brummte Hamilton, »immer, wenn Sie zu singen anfangen, werde ich an das Geräusch erinnert, das ein Grammophon macht, bevor die Musik einsetzt.«

Bones schlug die Hacken zusammen und salutierte. Das war eine neue Errungenschaft, die Hamilton ganz besonders haßte.

»Wo haben Sie bloß diese schreckliche Angewohnheit her?« sagte er ärgerlich.

Die Temperatur war nur 40 Grad im Schatten, aber der Haussa-Captain zitterte, weil er über Nacht einen Malariaanfall gehabt hatte.

»Lieber alter Herr und beinahe Vater«, sagte Bones leichthin, »es gibt da verschiedene nette kleine Sachen, mit denen sich ein junger Mann wie ich, der sich für den Dienst vorbereitet, vertraut machen muß.«

»Was für Dienst? Wollen Sie etwa an die Front gehen?« fragte der ungläubige Vorgesetzte. »Und was ist das für ein Buch, das Sie da mit sich herumschleppen?«

Bones übergab ihm den Band, ohne ein Wort zu sagen. »Zwanzig Jahre im Geheimdienst von einem früheren Spion«, las Hamilton und schaute seinen Untergebenen an, der sich nicht im mindesten aus der Fassung bringen ließ.

»O Bones«, rief Patricia in Bewunderung, »wollen Sie etwa zum Geheimdienst gehen? Das ist ja außerordentlich interessant.«

Bones warf sich stolz in die Brust, klemmte sein Monokel ins Auge, klappte die Hacken wieder zusammen und verneigte sich. »Die Armee ist eine etwas langweilige Angelegenheit, meine liebe Miß Patricia Hamilton, ein Mann mit Intelligenz und all solchen Dingen hat da wenig Aussicht. Ist ja alles gut und schön für einen lieben, netten Herrn wie Hamilton - ich will Sie durchaus nicht beleidigen, lieber, alter Seemann -, aber für einen begabten Menschen mit Weitblick und Urteilskraft...«

»Wollen Sie mir erzählen, daß Sie all diesen Kram lernen wollen?« fragte Hamilton und klopfte mit seinem Stock auf das Buch.

»Ich nehme nur ein paar Winke für mich daraus, das ist alles.« Bones klappte wieder seine Hacken zusammen, salutierte und verbeugte sich.

»Dazu obendrein noch schwedischen Drill«, sagte Hamilton, indem er sich absichtlich dumm stellte. »Was für eine Menge Dinge müssen Sie nicht alle im Geheimdienst lernen! Kennen Sie auch schon einige Beschwörungsformeln und sonstigen Zauberkram?«

Bones zuckte die Achseln, zog die Augenbrauen hoch und streckte seine Hände verzweifelt aus.

»Passen Sie jetzt alle gut auf ihn auf!« sagte Hamilton mit betonter Ironie. »Er will jetzt ein Kaninchen verschwinden lassen.«

Bones räusperte sich.

»Zwischen der diplomatischen und der militärischen Anschauungsweise, mein Lieber, liegt eine tiefe Kluft.«

»Essenszeit!« sagte Sanders rücksichtslos. »Bones, wir wollen von vornherein annehmen, daß Sie zum Höheren Dienst auf normalem Wege kommandiert werden. O Abibu, bring mir aus dem kalten Keller meines schönen Hauses eine Flasche Wein mit dem goldenen Ende und auch eine Flasche Wein, auf der der Staub vieler Tage liegt.«

Später saßen sie beim Kaffee, und Bones versuchte eine der schweren schwarzen Zigarren zu rauchen, die ihm Sanders angeboten hatte.

»Was mich auf die Idee brachte«, bemerkte er, »war eine Äußerung des Marineoffiziers - Sie erinnern sich doch an ihn -, die zu meiner kühnen Tat in der Nacht vom letzten 14. führte.«

Hamilton nickte.

»Natürlich, es ist ein sehr schwieriges und gefährliches Unternehmen, das ein gewisses Maß von Beobachtungs- und Kombinationsgabe voraussetzt. Aber mein nettes kleines Buch ist darin einfach unbezahlbar. Die Verkleidungen und Masken, die der Kerl gebraucht hat, alle die Listen und Tricks, die er anwandte! Das Buch ist voll nützlicher Winke, es ist eins der wertvollsten Werke meiner Bibliothek.«

»Wo ist denn Ihre Bibliothek?« fragte Hamilton unschuldig.

»Nun, mein lieber, alter Freund, um ganz genau zu sein«, erklärte Bones, »ich habe die Bibliothek jetzt noch nicht. Aber ich habe nach Hause geschrieben um eine Menge Bücher über Kriminalität, Physiognomie, alles, was Lombrosos Lehre angeht, dann habe ich mir ein vollständiges Handbuch kommen lassen, in dem das Fingerabdrucksystem beschrieben wird, und habe mir auch schon überlegt, daß ich ein neues Mikroskop brauche, um Blutflecke und ähnliche Dinge zu untersuchen.«

Sanders sah den jungen Mann gedankenvoll an. »Glauben Sie wirklich, daß Sie geeignet sind, eine Spur zu verfolgen?«

»Geeignet?« fragte Bones vorwurfsvoll. »Meine liebe Exzellenz, das ist eine Gabe. Als ich noch ein kleiner Kerl war...«

»Nehmen wir einmal an, daß eine wichtige Persönlichkeit aus der Residenz verschwindet, glauben Sie, daß Sie die Spur auffinden könnten?« fragte Sanders. »Ich stelle diese Frage an Sie, und zwar im Ernst, Bones. Wenn Sie sich wirklich mit diesen Dingen beschäftigen wollen, dann könnte ich Ihnen vielleicht etwas dabei helfen..«

»Geben Sie mir den Knopf vom Rock eines netten kleinen Verbrechers, etwas von seiner Zigarrenasche, ein Taschentuch, das er getragen hat, irgend etwas, was Sie wollen - und überlassen Sie mir alles Übrige!«

»Ich staune!« sagte Sanders.

Bones gab am nächsten Morgen eine Probe ab, daß er bereits große Fortschritte gemacht hatte in der Kunst, Schlußfolgerungen zu ziehen, als er Hamilton am Ende des Gehölzes traf, das zur Residenz gehörte. Der Captain war ziemlich beladen, denn er trug einen Fischkorb und unter seinem Arm ein ganzes Bündel Angelruten.

»Sie haben soeben Fische gefangen«, sagte Bones leichthin. »Und an gewissen Anzeichen sehe ich, daß Sie kein Glück hatten. Auf Ihrem Rückweg trafen Sie einen Mann aus dem Dorf, der Sie fragte, ob er in dem Gehölz, das zur Residenz gehört, jagen dürfe, worauf Sie antworteten...«

»Um alles in der Welt, woher wissen Sie das?«

»Ganz einfach, mein Lieber«, sagte Bones mit einem herablassenden Lächeln. »Erstens ist nämlich Ihr Fischkorb leer.«

»Tatsächlich ist er aber voll«, sagte Hamilton, öffnete den Deckel und zeigte eine große Menge Silberforellen. »Auch ist es nicht mein, sondern Sanders' Korb -«

»Nun wohl«, sagte Bones unbewegt. »Sie kommen vom Fischen..«

»Im Gegenteil, ich habe geschossen«, erwiderte Hamilton mit unerschütterlicher Ruhe. »Aber ich habe zufällig den Chef getroffen, und er bat mich um meine Flinte, er sah einen Habicht über dem Forellenteich. Ich nahm seine Angelgerätschaften und ging hierher..«

Bones bewegte seinen Kopf ungeduldig von einer Seite zur anderen.

»Aber nun sagen Sie mir, woher wissen Sie, daß ich einen Mann getroffen habe, der von mir die Erlaubnis haben wollte, im Gehölz zu schießen?«

»Ha!« triumphierte Bones. »Habe ich Sie jetzt, mein lieber alter Freund? Zuerst an dem Staub an Ihren Stiefeln...«

»Um ganz offen zu reden, ich habe den Mann nicht getroffen, aber Sanders traf ihn. Es war M'fufa von Besibi. Er erzählte nämlich, Sie hätten

ihm gesagt, daß Sie selbst ihm die Erlaubnis nicht geben könnten und daß er mich fragen sollte - stimmt das nicht?« Bones hustete. »Schlußfolgerungen zu ziehen, mein lieber Mann, ist eine von diesen netten kleinen Wissenschaften, die erst im Anfangsstadium stehen«, sagte er eilig. »Jetzt wollen wir uns aber wichtigeren Dingen zuwenden.« Bang, bang!

»Ich bin gespannt, ob Sanders seinen Habicht bekommen hat«, sagte Hamilton. Er wandte sich nach der Richtung, aus der die Schüsse kamen.

»Ich persönlich würde nicht zweimal nach dem Habicht geschossen haben, ich hätte mich mit einem Schuß begnügt, mein lieber Sportsmann.«

»Dann wäre Ihr Habicht schon halbwegs wieder heimgeflogen. Was hatten Sie denn mit mir zu besprechen?«

Sie gingen zur Residenz zurück, und Bones erzählte eine Geschichte, die mit dem Verschwinden einiger Dinge im Vorratshaus zusammenhing. Offenbar hatte der letzte Mann, der dort gewesen war, vergessen, den Schlüssel abzuziehen. In den heftigsten Ausdrücken verdammte Bones die Dummheit, Fahrlässigkeit und geradezu verbrecherische Nachlässigkeit, ein Vorratshaus mitten unter den Kanoleuten unverschlossen zu lassen. Schließlich folgerte er, daß der letzte dort Anwesende vergaß, die Tür abzuschließen und den Schlüssel abzuziehen. Er forderte von Hamilton, daß er diesen Übeltäter herausfinden müsse und ihn so schwer bestrafe, wie es das Militärstrafgesetzbuch nur zuließe.

»Sie waren doch selbst gestern nach Tisch im Vorratshaus,« sagte Hamilton vorwurfsvoll.

»Ich?« fragte Bones entrüstet. »Richtig! Ich war im Store!«

»Haben Sie die Tür zugeschlossen?«

»Habe ich sie abgeschlossen?« stöhnte Bones und schlug sich vor die Stirne. »Habe ich abgeschlossen? Jetzt bin ich gespannt, ob ich abgeschlossen habe!«

»Natürlich haben Sie nicht abgeschlossen«, sagte Hamilton. »Sie verrücktes Huhn! Wer hätte es denn auch sonst sein können! Ich habe Ihnen doch den Schlüssel gegeben, und Sie haben ihn nicht zurückgebracht!«

»Das war entschieden ein Fehler«, sagte Bones milde, »den aber jeder andere ebensogut hätte machen können, jeder - es kommt ja auch schließlich nicht darauf an, wer es war, Sie können es ja auch selbst gewesen sein! Wenn Sie nicht einmal Ihren eigenen Leuten trauen können, wem können Sie dann trauen? Mein lieber, nachsichtiger alter Vorgesetzter, seien Sie nicht so streng!«

Die Diskussion über das bestohlene Vorratshaus - es war ein ganzer Ballen Stoff verschwunden, den sie nur mit vieler Mühe von der Zentralverwaltung

bekommen hatten - dauerte, bis der Gong zum Essen rief.

Patricia kam gerade zu ihnen auf die Veranda, als das Gespräch sehr erhitzt wurde. Es gelang ihr, die beiden zu besänftigen und zu versöhnen. Zehn Minuten vergingen, aber noch immer war nichts von Sanders zu sehen.

Weitere fünf Minuten verstrichen, und Hamilton wurde unruhig, als Sanders an der Ecke des Gehölzes erschien und langsam auf die Residenz zuschritt. Er hatte das Gewehr unter dem Arm, und man konnte in seinem Gesicht jenen abwesenden Blick beobachten, den er nur in sehr kritischen Augenblicken hatte. Er stieg die Stufen der Veranda hinauf und stellte langsam sein Gewehr beiseite. Nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, nahm er es wieder auf und trug es hinein.

»Es tut mir leid, daß ich Sie habe warten lassen - wenn Sie nichts dagegen haben, möchte ich mir erst noch die Hände waschen.«

»Was haben Sie da?« fragte Hamilton, denn Sanders hielt sehr vorsichtig einen dünnen Pfeil in der Hand.

»Nehmen Sie sich in acht«, warnte der Distriktgouverneur und hielt die Spitze nach oben. Die beiden Männer schauten hm, und Hamilton stieß einen Ausruf aus, denn die Spitze war mit einer dünnen Schicht braunen Harzes überzogen.

»Vergiftet! Wo haben Sie ihn gefunden?« fragte Hamilton.

»Beinahe hätte er *mich* gefunden!« sagte Sanders wütend. »Ich schaute gerade nach meinem Habicht aus, da schwirzte der Pfeil kaum einen Zoll breit an meiner Schulter vorbei.«

»Aber wer...«, begann Hamilton.

»Ich habe den Gentleman nicht gesehen.« Sanders lächelte leicht. »Ich feuerte zweimal in den Busch, woher der Pfeil kam, und suchte den Fußweg ab.«

Er ging in sein Zimmer, erschien wieder in heiterer Gemütsverfassung und kam gerade früh genug, um die verschiedenen Vermutungen zu hören, die Bones anstellte, um den Übeltäter vor das Gericht zu bringen.

»Überlassen Sie mir nur die ganze Sache, mein lieber, guter Sir«, sagte er, indem er sich erhob. »Ich habe bereits einen oder zwei Anhaltspunkte, die in meinem Unterbewußtsein weiterarbeiten.«

»Sie werden an Platzmangel sterben!« sagte Hamilton.

»Das sieht recht bedenklich aus«, meinte Patricia ernst. »Glauben Sie, daß die Leute noch einen weiteren Versuch machen werden?«

»Nein«, sagte Sanders leichthin. Er war aber ungeschickt im Lügen und überzeugte niemand.

Später rief er die beiden Männer zu sich.

»Ich weiß nicht, wer der Bursche ist, aber nach den Nachrichten, die ich diesen Morgen von den N'gombi erhielt, schließe ich, daß es M'liko ist. Ahmet ließ sagen, daß der Häuptling eine Geschichte aussprengt, ich hätte sein Kind durch Zauberei getötet. Das bedeutet immer ein Mordpalaver. Ich erwarte, daß er heute abend einen zweiten Versuch macht, aber ich möchte nicht, daß es Ihre Schwester erfährt.«

»Warum lassen Sie mich nicht das ganze Gelände der Residenz durch Wachtposten abriegeln?« sagte Hamilton.

Sanders schüttelte den Kopf. »Sie können es eine Nacht, vielleicht noch eine zweite Nacht tun, aber auf die Dauer läßt sich das mit Ihrer kleinen Truppe nicht durchführen. Nein, lassen Sie ihn doch nur kommen, sobald er mag - wenn es heute abend ist, um so besser.«

Bones erhob sich plötzlich. »Dieser nette kleine Schuft kann nicht von der Küste herkommen, auch nicht vom Flußufer - er muß den Buschpfad nehmen. Überlassen Sie das nur mir, ich habe eine gute Idee.« Er zeigte auf seine Stirn und zitterte schon vor Erregung. »Vertrauen Sie mir - ich will Sie retten!«

»Wo wollen Sie hin?« fragte Hamilton.

»Vertrauen Sie mir nur«, sagte Bones zusammenhanglos. »Ich habe eine der großartigsten Ideen!«

Er stürzte aus dem Raum, ging quer über die Veranda, erreichte den Boden in zwei großen Sätzen, und sie hörten seine laute Stimme nach Ali Abid rufen, als er über den Exerzierplatz eilte.

An diesem Tage sah man nichts mehr von ihm, aber spät am Nachmittag kam sein Diener in feierlichstem Ernst mit einer Bitte.

»O Herr«, sagte Ali, indem er sich an Hamilton wandte, »mein Herr braucht eine Rolle braunes Packpapier oder dementsprechend ein Paket alte Zeitungen.«

»Wozu braucht er denn das?« fragte Hamilton überrascht.

»O Herr«, sagte Ali ernst, »zur Entdeckung von Verbrechen durch Anwendung wissenschaftlicher Methoden.«

Man händigte ihm eine Rolle braunes Papier aus, und er kehrte zu seinem Herrn zurück.

Niemand wußte, was Bones vorhatte. Hinter seinem Haus stand ein kleines Gebüsch, und dorthin zog er sich mit seinem großen Kochtopf zurück. Man sah den Rauch seines Feuers, und Abibu und viele andere beklagten sich bitter über den scheußlichen Geruch, der aus dem Gebüsch

kam und die Quartiere der verheirateten Leute verpestete, so daß man es dort nicht mehr aushalten konnte.

Bones ließ sich zum Essen entschuldigen, und auch am späten Abend erschien er nicht.

»Soweit ich die Sache beurteilen kann«, sagte Hamilton, »fabriziert er einen besonderen Klebstoff für Fliegenpapier mit einem Patentvogelleim, den er und sein teuflischer Diener zusammenbrauen.«

»Bones meint es doch schließlich gut«, verteidigte ihn Patricia.

»Im Grunde ist er ein guter Kerl«, sagte auch Sanders und lächelte. »Aber ich kann mir kaum denken, daß er hofft, M'liko auf solche Art zu fangen.«

Sie taten so, als ob sie um zehn Uhr zu Bett gingen. Patricia zog sich zuerst zurück.

»Legt Ihr Euch auch bald hin?« fragte sie.

»In ein paar Minuten«, entgegnete Hamilton.

Eine halbe Stunde saß er noch mit Sanders in leisem Gespräch zusammen, dann verschwand der Distriktsgouverneur in seinem Raum und kam mit zwei Gewehren zurück, von denen er Hamilton das eine gab.

»Der Mond wird in einer Viertelstunde unter dem Horizont verschwinden«, sagte Sanders, »und das ist genau der Zeitpunkt, da wir unseren Freund im Gehölz finden werden.«

»Was für einen Plan haben Sie?« fragte Hamilton, indem er das Gewehr nahm und die Kammer leise öffnete.

»Ich will zuerst ins Gehölz gehen und mich etwas weiter hineinpirschen. Sie bleiben halbwegs zwischen der Residenz und dem Gehölz, um mir im Notfalle zu Hilfe zu kommen.«

Geräuschlos schlichen sie sich vom Hause fort. Der Mond war schon hinter den Bäumen verschwunden, und nur das Licht der Sterne leuchtete.

»Ich bin gespannt, was Bones unternimmt«, flüsterte Hamilton.

»Ich habe großes Zutrauen zu ihm«, erwiderte der Distriktsgouverneur.

Er verließ Hamilton an der bezeichneten Stelle und ging in das dunkle Gebüsch. Schweigend und vorsichtig bewegte er sich vorwärts, denn er war ein alter Jäger. Als er von Zeit zu Zeit stillstand, hörte er kein Geräusch, und so kam er an den engen Waldpfad, ohne irgendein Anzeichen von seinen Feinden zu finden. Am Eingang des Buschpfades blieb er einige Zeit stehen.

»O weißer Mann«, sagte plötzlich eine höhnende Stimme gerade vor ihm, »ich sehe dich!«

Etwas krachte hinter ihm, er duckte sich und riß das Gewehr an die

Schulter. Er hörte wieder ein Schwirren, und diesmal flog der Pfeil über ihn hinweg. Er feuerte geradeaus, obwohl er wußte, daß die Leute, die ihn angriffen, Deckung hinter den Bäumen gesucht hatten. In dem plötzlichen Aufblitzen seines Gewehres glaubte er ein Gesicht zu sehen und feuerte noch einmal. Dann hörte er die Fußtritte fliehender Männer. Er sprang auf, machte zwei Schritte vorwärts, aber es faßte ihn etwas am Fuß und hielt ihn fest. Er stolperte, streckte die Hand aus und griff in eine weiche, klebrige Masse. Bevor er nachdenken konnte, was sich eigentlich ereignete, hatte er auch seine andere Hand auf dem Boden, um sich wieder in die Höhe zu richten. Aber auch diese wurde festgehalten. Er zog stark, es klang so, als ob etwas zerrisse. Aber das Leimpapier haftete an ihm. In unglaublich kurzer Zeit war er von Kopf bis Fuß von klebrigen, viereckigen Papieren eingehüllt, die ihn buchstäblich am Grund festhielten. Er wollte mit allen Kräften vorwärtskommen, aber er fiel auf seinen Knien nur wieder in eine neue Falle geleimten Papiers. Bones hatte seine Arbeit sehr gründlich getan, das Papier war auf Stoff geklebt und dieser mit eingeschlagenen Pfählen auf dem Boden befestigt. Über das Ganze hatte er seine schreckliche, klebrige Masse ausgebreitet.

In diesem Moment sagte Sanders etwas über Bones, und er sprach wirklich nicht sehr schmeichelhaft von ihm. Auch erwähnte er dabei die hervorragenden Dienste nicht, die dieser begeisterte junge Mann dem Staate und hohen Persönlichkeiten geleistet hatte.

Hamilton hörte seinen Hilferuf und eilte herbei. Aber noch vor ihm erschien dort ein anderer.

»Sind Sie das, Exzellenz?« fragte eine Stimme aus dem Busch. »Haben Sie die Kerle gefaßt? Was denken Sie nun von Ihrem guten Bones?«

Sanders sagte einen Augenblick lang gar nichts. »Das werde ich Ihnen später erzählen, Bones. Ich hoffte, Sie hätten gehört, was ich eben sagte.«

»Sicher«, keuchte Bones, »sicher, Sir. Sie sind doch nicht etwa hineingeraten? Ach nein, das ist ja fürchterlich - das kann ich mir nie verzeihen, Exzellenz!«

Es dauerte eine halbe Stunde, um das Fliegenpapier von Distriktsgouverneur Sanders zu entfernen. Glücklicherweise hatte Hamilton eine elektrische Taschenlampe bei sich, die dabei große Dienste leistete. Aber weder Sanders noch seine Gehilfen sahen gut aus, als das letzte Papier abgerissen und in den Busch geworfen war.

»Die Kerle sind entkommen, fürchte ich«, sagte Hamilton. Sanders nickte. »Ich sah M'likos Gesicht, das war genug. Wenn ich noch zwei Schritte getan hätte, hätte ich sie gefaßt. Leihen Sie mir bitte einmal Ihre Lampe!«

Er leuchtete mit dem Licht geradeaus.

»Bones, es wird mir schwer sein...« Er hielt an. »Moment mal!« sagte er.

Behutsam ging er vorwärts, suchte mit seiner Lampe den Boden ab und stieß mit seiner Flinte vorsichtig auf den grasbedeckten Pfad vor sich. Als er das tat, stürzte die ganze Oberdecke des Weges in einer Länge von ein und einem halben Meter und in einer Breite von einem Meter ein und verschwand. Er leuchtete mit seiner Lampe in das Loch hinunter. Es war eine kleine Falle, wie sie die Eingeborenen machen, um Elefanten zu fangen - nur mit dem Unterschied, daß auf dem Boden zwanzig mit braunem Harz überzogene Speerspitzen aufgestellt waren.

Sanders stand starr. Er wußte, daß ein einziger kleiner Schnitt dieser Speerspitzen sicheren Tod bedeutete. Jetzt durchschaute er den ganzen Plan. Die Leute hatten das wilde Getrampel im Dunkel nur deshalb veranstaltet, um ihn in die Falle zu locken. Den ganzen Abend mußte M'liko an dem Loch gearbeitet haben, um seine vergifteten Speerspitzen aufzustellen. Mit dünnen Zweigen und Gras hatte er es bedeckt, damit sein Opfer nicht beim Schein einer Laterne die Falle entdecken sollte.

»Zwei Schritte weiter!« sagte Sanders gedankenvoll. »Wenn ich mich nicht in Ihrem Fliegenpapier gefangen hätte, Bones -«

»Sehen Sie, Exzellenz«, sagte Bones stolz, »Sie haben meine Idee verstanden?«

»Sie sind ein großer Mann, Bones«, sagte Sanders. »Wirklich ein großer Mann.«

»Das habe ich immer gesagt«, sagte Bones.

Regierungswechsel

Leutnant Augustus Tibbets vom Haussa-Regiment saß in seinem Kanevasstuhl unter dem weit vorspringenden, schattigen Dach. Diesen Platz benutzte er als sein Dienstzimmer. Vor ihm stand ein Tisch, auf dem alles Zubehör zu einer Gerichtssitzung ausgebreitet war. Drei gelbe Strafrapporte lagen dort, ein großes Blatt amtliches Schreibpapier, ein aufgeschlagener Band des Militärstrafgesetzes, das Hauptbuch der Kompanieberichte, die Straflisten und Personalbogen. Die Delinquenten warteten zwischen einer Eskorte von Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett, um auf Befehl vorzutreten und das Gericht der Götter zu empfangen.

An Bones' Seite saß Patricia Hamilton in einem bequemen Stuhl aus Flechtwerk, nachlässig an ein Kissen gelehnt. Ihre Stimmung war nicht ganz in Einklang mit der Feierlichkeit der Handlung, die hier vor sich gehen sollte. Sie trug einen großen Panamahut und ein blendendweißes Kleid.

»Sind Sie auch sicher, daß ich Ihnen hier nicht im Wege bin?« fragte sie ängstlich.

Bones klemmte sein Monokel ins Auge und drehte sich langsam und gewichtig zu ihr um. »Meine liebe, gute Miß«, sagte er mit einer gewissen ernsten Ruhe, »ich habe Sie ja eingeladen, um Ihnen sozusagen einen Platz auf der Richterbank zu geben. Ich bitte Sie um nichts, als daß Sie --« Er hustete und sah sie bedeutungsvoll an. Dann wandte er sich den Leuten zu und schrie mit lauter Stimme: »Ruhe im Gerichtshof! Alle seid ruhig! Verdammt noch einmal!«

»Bones!« sagte das erschrockene Mädchen. »Sie müssen nicht so schimpfen.«

Er sah zu ihr hinüber.

»Ich muß die Leute erschrecken und einschüchtern, liebe, gute Miß Patricia«, flüsterte er heiser. »Eiserne Faust im Sammethandschuh und all solche Dinge - Ruhe!« brüllte er wieder zu der vollständig stillen Gruppe, die vor ihm stand.

Er winkte dem Sergeanten, und der erste Gefangene schritt keck vorwärts, begleitet von einem Soldaten.

»O Herr!« sagte der Sergeant in fließendem Arabisch, »dieser Mann schuldet Mahmud Ali zwanzig Tassen Salz, und weil Mahmud Ali sein Eigentum zurückverlangte, hat er ihn geschlagen.«

Bones schaute auf den Delinquenten, der durchaus nicht eingeschüchtert wirkte.

»Lord Tibbetti«, sagte er geläufig, »es stimmt, daß ich Mahmud Ali zehn und zehn Tassen Salz schulde. Aber Mahmud Ali borgte meine schönen neuen Beinkleider, um sie auf der Hochzeit der Schwester seiner Frau zu tragen. Er hat aber in diesen Beinkleidern gekämpft, und er brachte sie mir in Fetzen zurück.«

Bones winkte dem Kläger.

»Herr, es ist wahr«, sagte dieser offen. »Aber ich habe diesem Mann nicht versprochen, in seinen Hosen nicht zu kämpfen, während er mir zusagte, das Salz zurückzugeben.«

Bones faßte an sein Kinn.

»Weil du Mahmud Ali geschlagen hast, wirst du zwei Tage zur Zeit der Nachmittagsruhe exerzieren. Was die Beinkleider betrifft, bezahlt dir Mahmud ihren Wert und behält sie, und du bezahlst ihm das Salz. Das Palaver ist aus.«

»Worum handelte es sich?« fragte Patricia ein wenig ängstlich, denn Arabisch war für sie dasselbe, was für Cicero Hebräisch gewesen war.

»Eine etwas unfeine Sache!« antwortete Bones.

»Das tut mir leid!« sagte sie hastig und lehnte sich wieder zurück.

»Der nächste Fall!«

Diesmal war es ein ernstes militärisches Vergehen, das man vom Oberen Fluß zur gerichtlichen Entscheidung hierher verwiesen hatte.

Im Gebiet des Alten Königs jenseits der Hügel waren die Masern ausgebrochen, und eine Quarantäne-Wache war an die Grenze der Ochori gesetzt worden. Es wurde behauptet, daß die drei Leute und ein Korporal, aus denen die Wache bestand, ihren Posten zwei Tage lang verlassen hätten. In einem europäischen Heere wäre das ein sehr schweres Vergehen gewesen, aber es waren mildernde Umstände vorhanden, die es gestatteten, mit den Gefangenen nicht so streng ins Gericht zu gehen.

»O Herr«, sagte der Wortführer der Angeklagten, der beschuldigte Korporal, »es ist wahr, daß wir den Hügelpfad verließen und zurückgingen und mit dem Ochorihäuptling schmausten. Aber schon früher haben wir von ihm Befehle empfangen und sie befolgt. Und, o Herr, wir wußten, daß Bosambo einen sehr schlauen Plan hatte, die Feinde Sandis zu überwältigen, so daß wir weggingen, als er nach uns sandte und zehn Krieger der Ochori unsere Plätze einnahmen.«

»Hm!« sagte Bones mit tiefer Stimme. »Sehr schwerer Fall, sehr, sehr ernst!«

»Wirklich?« fragte Patricia bedrückt. »Was werden Sie tun?«

»Ich muß sie erschießen lassen«, sagte Bones und schüttelte den Kopf.

»Bones!«

»Ich muß es wirklich tun, auf mein Wort, ich muß! O Mann« - dies sagte er in Arabisch - »weil dieses Vergehen unter dem Befehl eines regierenden Häuptlings ausgeführt wurde, wird er zur Rechenschaft gezogen, und du gehst frei aus!«

Der dritte und letzte Fall stand merkwürdigerweise wieder im Zusammenhang mit Bosambo. Es war eine Klage, die ein Eingeborener gegen einen Haussa vorbrachte, der sich selbst Recht verschafft und zu diesem Zweck eine Rhinocerosspeitsche ergriffen hatte. Es bestand kein Zweifel über den Tatbestand, denn ein Korporal war Zeuge des Vorgangs.

»Es ist wahr, o Herr«, sagte der Soldat, »aber dieser Kafir erzählte mir viele Lügen und sagte, daß Kulubu der richtige Häuptling der Ochori sei und daß alle Leute das wissen und daß Sandi Bosambo an seine Stelle setzte, weil sie Söhne desselben Vaters sind.«

»Mann, ist das wahr?« fragte Bones den Kläger.

»O Herr, es ist so, wie er sagte, aber ich meinte nichts Böses dabei. Denn so sprechen alle Leute den Fluß entlang. Und, o Herr, war nicht die Mutter Kulubus die Tochter des Alten Königs der Ochori? Und war nicht Bosambo ein Fremder, der aus einem fernen Lande kam, und gewann er die Ochoristadt nicht durch Bosheit und Sünde?«

Eine peinliche Frage für Bones, da Bosambo, Häuptling der Ochori, zweifellos ein entsprungener Flüchtling aus dem fernen Monrovia war.

Er war aus dem Gefängnis ausgebrochen, in dem er eine zwanzigjährige Strafe verbüßen sollte, und auf seinem Wege durch das Land zu der Stadt der feigen Ochori gekommen, die ihn gastlich aufnahmen. Als der schwache Häuptling des Stammes geheimnisvoll und unerwartet starb, hatte Bosambo die Zügel der Regierung ergriffen und aus den Ochori - deren Feigheit früher Vorwurf und Schande für sie war - ein erstklassiges Kriegervolk gemacht. Es stimmte auch, daß Bosambo die rechtmäßigen Erben beiseite brachte und daß Sanders, der in seiner Klugheit das Ende der alten Dynastie nur herbeigewünscht hatte, die Selbsterennung Bosambos bestätigte.

»Alle Leute sollen mich hören«, sagte Bones nach einer, langen Pause. »Bosambo ist das wahre Oberhaupt der Ochori, denn Sandi hat ihn durch das Gesetz dazu gemacht. Aber die Leute werden immer schlecht von denen sprechen, die die Herrschaft haben und ihrem Volk das Gesetz geben. Deshalb tatest du unrecht, wenn du gegen Bosambo sprachst, und du, Mahmud, tatest unrecht, diesen Mann zu schlagen, denn es steht in der Sure der Spinne »Streite nur in Güte«. Deshalb wirst du an einem Tage zur Zeit des

Nachmittagsschlafes exerzieren. Das Palaver ist aus.«

Er erklärte diesen letzten Fall Patricia, als sie zum Ufer gingen, um Sanders und Hamilton zu treffen, die mit ihren Angelgeräten unterwegs waren.

»Und wenn Sie nach meiner Meinung fragen, liebe, gute Miß«, sagte er, »so glaube ich, daß Kulubu ein verrückter alter Esel ist.«

Eine Feststellung, die sich auch als wahr erweisen sollte.

»Bosambo muß gewarnt werden, sich nicht mit den Leuten einzulassen«, sagte Sanders später. »Ich wünsche ganz besonders, diesem Lande ansteckende Krankheiten fernzuhalten. Und durch diese Dummheit kann eine Epidemie heraufbeschworen werden. Ich ärgere mich besonders deshalb, weil ich dem Burschen doch klar auseinandergesetzt habe, wie leicht sich eine solche Krankheit verbreitet. Es ist in Wirklichkeit nicht sehr gefährlich, denn die Eingeborenen sind selten einer solchen Ansteckung ausgesetzt.«

»Armer Bosambo!« sagte Patricia lächelnd. »Ersteht in letzter Zeit immer unter Druck!«

Sanders nickte. »Er ist jetzt in schwerer Bedrängnis. Es hat sich eine große Verschwörung gegen ihn gebildet. Ich glaube, Kulubu hat einiges Erbrecht auf die Häuptlingswürde, und es könnte sehr unangenehm werden, wenn das Volk der Ochori eine Vereinigung der Gebiete forderte. Einige von Bosambos Ältesten haben Kulubu neulich besucht - das sieht sehr nach Unruhen aus.«

»Glauben Sie, daß wir Bosambo warnen sollten?« fragte Hamilton.

Ein Lächeln huschte über Sanders Züge. »Er hat mich bereits gewarnt«, sagte er. »Die Ochori sind ein armes Volk, ihre Ernten waren schlecht, und ihre Fischzüge gaben keine Beute. Kulubu ist ein reicher Mann - die Raufbolde sind immer reich -, und er hat die Ochori bestochen und verdorben, bis der arme Bosambo keinen Freund mehr hatte, dem er trauen konnte. Die Ochori haben sich undankbar gegen ihn gezeigt, denn er machte eine Nation aus ihnen. Wir werden ja weitersehen. Senden Sie einen Sergeanten mit zehn Mann nach Norden, der einen Tagesmarsch vor Wumbi Quartier machen soll, und lassen Sie Bosambo wissen, daß Sie dort sind.«

Zwischen Tag und Nacht, in der grauen Dämmerung, die das Ende des tropischen Tages ankündigt, fuhr ein Kanu aus Eisenholz in der Mitte des Oberen Stromes. An der Breitseite von einer schnellen Strömung ergriffen, wurde es in diagonalem Kurs zu dem gegenüberliegenden Ufer Wumbi getrieben. Der Mann, der in dem Boot saß, hatte die Entfernung richtig abgeschätzt. Er tauchte sein Ruder zuerst links, dann rechts, mit langen, starken Schlägen in das gurgelnde Wasser und richtete die Spitze des Kanus

nach dem abfallenden Ufer. Wumbi lag nach Westen, wo die Sonne untergegangen war, ein Purpurfleck hoher Bäume, die von den Feuern des Dorfes erglänzten. Der träge blaue Rauch stieg zuerst in grauen Spiralen gegen den waldigen Hintergrund, bis er sich über die Baumkronen erhob und in schmalen Streifen schwarzen Dunstes zum glühenden Himmel aufstieg.

Der Mann in dem Kanu erhob sich langsam und bewegte sich in dem seichten Wasser mit jener besonderen Gewandtheit, die den Eingeborenen eigen ist. Er zog das Kanu höher auf das Ufer, neigte sich darüber, nahm aus dem Innern ein Bündel Speere, einen Sack mit Lebensmitteln und einen toten Affen. Diesen warf er sich über die Schulter und ging langsam zu dem Pfad, der in unregelmäßigem Verlauf zwischen den Bäumen die Küste mit der Hütte von N'guro, dem Fischer, verband. Jenseits war ein dichtes Gewirr von Sträuchern und Gras, das bis zum Wasser reichte. Dies durchsuchte er und fand ein langes Kanu im grünen Dickicht verborgen. Er war zufrieden.

Der Jäger war schlank und trug außer dem Leopardenfell keine Kleidung. Seine Schultern waren breit und muskulös, sein Hals kräftig, und aus den Bewegungen seines Körpers sprachen ungewöhnliche Kraft und Gewandtheit. Er hielt an der Spitze des Dorfes an, lehnte sich gegen seinen Speer, der ihn noch überragte, und hielt forschend Umschau, denn das Licht hatte stark abgenommen. Was er sah, schien ihn zu befriedigen, denn er ging weiter. Vor ihm lag eine Hütte, die größer als die anderen und anscheinend sein Ziel war. Vor der Tür standen zwei dicke Pfosten in solcher Entfernung voneinander, daß ein großer Mann mit ausgebreiteten Armen sie gerade mit den Fingerspitzen berühren konnte. Sie waren in seltsamen Zeichen geschnitzt und waren wirkliche Fetische, durch welche ein erleuchteter Mann unter Zeremonien mit Geistern und Ju-Jus verkehren konnte. Weiter vorne schwelte ein Holzfeuer, um das sich fünf Männer gruppiert hatten. Es war sonst niemand in der Nähe; denn dies war das große Haus Kulubus, des Häuptlings der kriegerischen Akasava, und es war ein großer, freier Platz um die Hütte, über welchen niemand ohne Einladung gehen mochte. Denn Kulubu, der die Führerschaft unter den versprechendsten Umständen angetreten hatte, war zu einer größeren Herrschaft gekommen, als sie die Akasava jemals gekannt hatten. »Alle Menschen werden meine Brüder sein, und ich werde der Diener meines Volkes sein«, hatte er in einem großen Palaver voreilig gesagt.

Der Ankömmling ging drei Schritte auf das Feuer zu, dann erst zeigte ihm das überraschte »Wa!« eines der leise sprechenden Männer an, daß man ihn bemerkt hatte. Eine Sekunde lang stand er nach diesem herausfordernden Ausruf still und wurde erkannt.

Schnell verschwanden zwei Leute in der Dunkelheit und ließen Kulubu,

den König, und seine zwei knorriegen Ratgeber allein, um den Besucher zu begrüßen.

»Ich sehe dich!« sagte der Fremde konventionell.

»Ich sehe dich, Bosambo!« sagte Kulubu rasch. »Dies ist ein herrlicher Tag für mich, an dem der große Häuptling der Ochori in mein Dorf kommt und in meiner Hütte schläft. Meine jungen Leute sollen gleich deine Ruderer und Speerleute bewirten, und ich will eine fette Ziege für dich schlachten.«

Bosambo hatte sich an dem Feuer niedergesetzt, seine Speere lagen quer über seinen Knien. Er hielt sie mit seiner mächtigen Faust umspannt. Sein Kopf schaute zur Seite und in die Höhe; denn der König saß erhöht auf seinem feingeschnitzten Stuhl.

»O Kulubu«, sagte Bosambo, »du brauchst mich und meine Leute nicht zu bewirten, denn ich tötete Wild nahe dem Teich der Steine, und außerdem reiste ich allein.«

Die drei Leute sprachen nicht, aber Bosambo, der sie scharf unter gesenkten Lidern betrachtete, sah, wie sie schnelle Blicke untereinander wechselten.

»Herr«, sagte Kulubu schließlich, »wir drei Männer saßen zusammen und dachten große, wundervolle Dinge zum Heile unseres Volkes.«

»Manchmal gibt es eine Krankheit, die vom Strom heraufkommt«, unterbrach ihn Bosambo, »und die Leute sehen Dinge, die nicht vorhanden sind. Nun sage ich dir, Kulubu, daß ich nicht drei, sondern drei und zwei sah.«

»Sklaven sieht man nicht«, erklärte Kulubu aalglatt. »So sagen die Akasava - und diese Leute waren Sklaven, Bosambo, die Fische und Maniok brachten.«

»Zwischen einem Krieger und einem Sklaven ist die Länge eines Speeres«, erwiderte Bosambo, »und meine Torheit mag schuld daran sein, daß ich die Speere in den Händen deiner Sklaven sah. Und obwohl alle Leute wissen, daß du sehr reich bist und große Lager von Elfenbein unter deiner Hütte vergraben sind, werden doch selbst große Könige nicht von Speerleuten bedient.«

Kulubu hustete und blickte erst zu dem einen, dann zu dem anderen der alten, grimmig blickenden Leute, die an seiner Seite saßen; aber sie halfen ihm nicht, und Kulubu war voreilig, wo klügere Leute gezögert hätten.

»Es ist wahr, Bosambo, daß diese Leute Speere trugen«, sagte er, »aber sie waren die Brüder meiner zweiten Frau, und da sie Leute von niederem Rang sind, fühlte ich Scham, daß du sie bei meinem Palaver sahst. Nun, Bosambo, ich werde meinen Frauen sagen, daß sie eine große Hütte für dich kehren

sollen.«

Bosambo blickte zu seinem Gastfreunde auf. »Ich schlafe diese Nacht im Walde, Kulubu«, sagte er. »Denn ich bin auf dem Wege, um Sandi, unseren Vater, zu besuchen. Er wünscht, heimlich mit mir zu sprechen.«

Kulubus Kopf beugte sich vorwärts. »Man erzählt sich manche Geschichten hier bei den Akasavas«, sagte Kulubu sanft, »denn schlechte Nachrichten kommen mit dem Strom herunter. Einige Leute erzählen, daß dein Volk dich bei unserem Herrn Sandi angeklagt hat und daß sie mit ihren Speeren zu deinem großen Hause kamen, weil du sie grausam behandelt hast. Auch bitten sie, daß sie einen anderen Häuptling bekommen.«

Er machte eine Pause, damit der andere antworten könnte. Aber der Häuptling der Ochori schaute ihn nur schweigend an.

»Nun denke ich«, fuhr Kulubu mit einer gewissen vertraulichen Anmaßung fort, die Bosambo wohl merkte, »daß die Ochori Narren sind; denn du bist ein guter König und, wie man allgemein weiß, sehr beliebt bei Sandi. Aber Leute müssen zur Herrschaft geboren sein und von Anfang an einen großen Juju haben, der ihnen hilft. Wenn du diesen Juju nicht hast, Bosambo, dann kannst du nicht regieren.«

Bosambo wechselte die Stellung. »Höre mich an, o Kulubu M'faga«, sagte er, »denn ich spreche mit weiser Zunge. Zwischen mir und meinem Volk ist ein böses Palaver; denn sie sind träge, und an dem Tage, an dem ich Sandi Gummi und Korn für seine Regierung geben muß, kommen sie mit leeren Händen zu mir, und ich stehe beschämtd vor meinem Herrn. Deswegen habe ich sie schlagen lassen und sie angestellt, Straßen zu bauen. Dann kamen Männer, die sich gegen mich und Sandi verschworen. Kulubu, von woher kommen sie? Auch einige Häuptlinge der Stämme den Fluß hinunter halten Palaver mit meinem Feinde ab und sitzen an seinem Feuer und sprechen schlecht von mir. Wer ist dieser Feind? Wa! Kulubu, ich habe drei Könige der Akasava sterben sehen, zwei wurden an hohe Bäume gehängt, und einer starb unter meinem Speer. Soll ich drei und einen sehen?«

Kulubu stand auf und schaute auf das Bündel Speere, das auf Bosambos Knien lag. »All dies ist Wahnsinn, Bosambo«, sagte er milde. »Denn ist nicht Sandi mächtiger als der Teufel? Und wenn du dein Volk nicht in der Hand behalten kannst, ist es da nicht wahr, daß sie einer stärkeren Hand bedürfen? Nun habe ich einen Rat mit meinen Brüdern abgehalten, weil ich dich liebe, Bosambo, und ich will etwas Großes tun. An einem bestimmten Tage will ich zu deiner Stadt gehen und will als König an deiner Stelle herrschen. Und du sollst nach Wumbi kommen und an meiner Stelle sitzen, und am Vollmond des nächsten Monats will ich die Ochori fragen, wie du die Akasava fragen sollst: ›Wer soll König über euch sein, Bosambo oder Kulubu?‹ Dies will ich

ebenso die Leute meines eigenen Landes fragen, indem ich mich an deine Stelle stelle. Und bei Iwa und dem Scheitel meines Hauptes und bei Salz und Blut und bei allen Geistern der Welt, ich will mich an ihr Wort halten. Aber dies sage ich, Bosambo, daß du in der Zeit des Wechsels nicht zu den Ochori gehen sollst, und ich werde nicht in mein Land kommen.«

Bosambo erhob sich. »Das ist eine große Sache«, sagte er, »und ich muß sie mir genau überlegen.«

Er schritt aus dem Lichtkreis heraus und wanderte den Pfad entlang, der zum Fluß führte. Am Ufer hielt er an und setzte sich nieder.

»Ich denke, Bosambo wird dich nach Ochoristadt gehen lassen«, sagte Kulubus erster Ratgeber. »Er ist nicht sehr schlau.«

»Dann wird kein Bosambo mehr bei den Ochori sein«, sagte Kulubu. »Denn nach einiger Zeit will ich zu Sandi gehen und ihm zeigen, wie ich dieses Volk regiert habe, und ihm große Gaben an Gummi und Fisch geben, mehr als die Steuer ausmacht, und dann wird Sandi Bosambo fallenlassen.«

»O großer Häuptling«, sagte der andere Ratgeber. »Was soll Bosambo hier tun? Denn wenn du ihn an deine Stelle setzest, kann er da nicht böse Dinge gegen dich unternehmen? Und, o Häuptling, ist nicht hinter deinem großen Hause, an einem verborgenen Platz, ein großer Schatz von Elfenbein und Gummi vergraben?«

Kulubu nickte. »Aber seid ihr nicht hier und ebenso meine Brüder? Und die kleinen Häuptlinge, die von den Dörfern ringsum kommen und gehen? Und werden nicht stets an seiner Seite Leute sein, die ihn überwachen können? Laßt alle Häuptlinge wissen, daß ich gegangen bin, um Bosambos Land zu stehlen, und daß sie sehr schlau gegen Bosambo sein sollen, während er hier ist.«

Am ersten Tag des neuen Monats wurde der Wechsel vorgenommen. Bosambo kam mit vier treuen Gefolgsleuten und mit seinem Hab und Gut in einem Kanu an. Er wurde in die große Hütte Kulubus eingesetzt, und alle Leute gehorchten ihm, jedenfalls nach außen hin. Die Häuptlinge brachten ihm Salz und Korn, die Krieger ihre Speere, daß er sie berühre, und obwohl sie ein falsches Spiel spielten, zeigten sie doch ihren Betrug nicht.

Bosambo nahm ihre Huldigung sehr ernst. Er berief ein kleines Palaver für unbedeutende Häuptlinge und Älteste von Dörfern und besprach mit ihnen gewisse Verbesserungen des Gesetzes, zum Beispiel die Rechte der Ehemänner, einen Teil des Preises zurückzufordern, den sie für Frauen bezahlt hatten, mit denen sie nachher nicht zufrieden waren. Die Versammelten hörten ihm aufmerksam und höflich zu, stimmten allem bei, was er sagte, priesen seine Weisheit in wohlgesetzten Reden und verließen

ihn, wobei sie sich heimlich über ihn lustig machten.

Sie hatten weniger Grund zu lachen, als sie entdeckten, daß Bosambo sie nicht zu ihren Beschäftigungen entließ, wie es gewöhnlich nach einem Palaver geschah, sondern sie in dem Dorfe festhielt und sie jeden Morgen und jeden Abend zusammenrief, um ihre Ansichten und ihren Rat über Fragen zu hören, die ihnen fremd waren und weitab lagen, wie zum Beispiel die Aufzucht von Krokodilen oder die Bereitung von Maniok. Bei der sechsten dieser Besprechungen erhob sich Gisivulu, ein Mann von einigem Einfluß, da er ein Gebiet von achtzig Quadratmeilen beherrschte. Er ließ alle Höflichkeit beiseite und sprach: »O Bosambo, wir sind Männer, die viele Aufgaben haben, und du hast uns nun sechs Tage und sechs Nächte lang hierbehalten, und wir haben über Fisch und Korn und über Gummi und Jagd gesprochen, während unsere Leute unsere Rückkehr erwarten. Unsere Weiber sind sehr traurig, und unsere Kinder schreien nach uns. Laß uns jetzt in unsere Heimat gehen!«

Bosambo sah ihn gedankenvoll an. »An einem gewissen Tag werdet ihr zu euren Dörfern gehen, aber der Tag ist noch nicht gekommen!« sagte er.

Bosambo berief ein Palaver aller Häuptlinge und Familienväter für diesen Abend, um den Einfluß des Mondes auf den Fischfang zu erörtern. Es war eine langwierige Versammlung, die von acht Uhr abends bis zum nächsten Morgengrauen dauerte. Darauf folgte ein Palaver, das am Nachmittag begann und erst nach Mitternacht beendet wurde. Bei dieser Versammlung rief er alle Laien zu sich, und es wurde über Geister gesprochen.

Am Ende der zweiten Woche hielten die Unterhäuptlinge ein Palaver für sich ab und sandten eine Abordnung an Kulubu, der die begeisterten Gehorsamsgelübde seiner neuen Untertanen durch eine ununterbrochene Folge glänzender Feste belohnte und alle Häuptlingsabgaben ablehnte.

Kulubu war sehr erstaunt. »Wie kann ich kommen, Gisivulu?« fragte er. »Habe ich nicht mit Bosambo zusammen einen Eid geleistet, daß weder ich zu den Akasava noch er zu den Ochori gehen soll während dieser festgesetzten Zeit? Und es muß noch eine Woche vorübergehen, bevor der Mond voll ist. Deshalb sage ich euch, geht zu den Palavern, die er zusammenruft, hört mit tauben Ohren zu und sprecht, was immer euer Bauch euch eingibt. Nachdem die Sonne drei- oder viermal untergegangen ist, will ich zu meinem Volk zurückkommen, und Bosambo wird weder Land noch Volk haben.«

»O Herr«, sagte der bekümmerte Gisivulu, »dieser Bosambo hat eine große Abgabe verlangt - wenn der Vollmond bis zu einer dünnen Rinde abgenommen hat, müssen wir ihm von jedem Dorf und von jedem Mann im Dorf soviel Gummi bringen, wie einer in vier Händen halten kann.«

Kulubu schlug seine Fäuste vor Freude zusammen. »O koko«, lachte er. »Zu der Zeit wird kein Bosambo mehr in meinem Hause sitzen; denn ich werde zurückkehren und der Häuptling von zwei großen Stämmen sein.«

Die Abordnung ging etwas getröstet fort, und Kulubu wandte sich wieder der Unterhaltung des Ochorivolkes zu. Er hatte für den Abend ein Fest von äußerstem Glanz geplant, das nichts Geringeres darstellte als den Tanz der Webergäste. Um drei Uhr morgens ging Kulubu zu seiner Hütte, um zu schlafen, und als er sich auf sein Bett niedersetzte, sprang er schnell wieder in die Höhe, denn es lag schon jemand auf seinem Büffelfell.

»Fsch!« sagt Kulubu. »Wer bist du, daß du in mein Haus kommst und auf meinem Bett schlafst?«

»Herr«, sagte eine zitternde Stimme, »jede Nacht habe ich auf deinem wundervollen Bett gelegen, während du beim Tanzen warst. Ebenso meine Schwester, die hier an meiner Seite liegt.«

Kulubu zog sie ins Licht des Feuers hinaus und sah einen jungen Mann und ein Mädchen, die anscheinend nicht dem Ochorivolk angehörten. Auf einen Schrei Kulubus kamen Bosambos verräterische Ratgeber zu ihm.

»Wer sind diese Leute?« fragte Kulubu.

»O Herr«, erwiderte der oberste Ratgeber, »es sind Fremde.«

Kulubu wandte sich zu den zitternden Eindringlingen, die ihn anstarnten.

»Herr«, sagte der junge Mann - er war von schlanker Gestalt und trug weiter nichts als einen Gürtel aus Eingeborenentuch -, »dies ist ein Zauber, denn ich dachte, ich läge in der Hütte des großen Häuptlings Bosambo.«

»Du sprichst die Wahrheit, kleine Schlange«, sagte Kulubu. »Denn dies ist die Hütte von Bosambo. Sprich und erzähle mir, wie kommst du hierher?«

Der junge Mann schaute auf das eingeschüchterte Mädchen an seiner Seite, dann setzte er sich Kulubu gegenüber nieder und begann in dem singenden Ton, der so bezeichnend ist für die Untertanen des Großen Königs, mit der Erzählung seiner sonderbaren Geschichte.

»O Herr«, sagte er, »ich komme von dem Dorf Lichilichi, das jenseits der Berge in dem Reich des Großen Königs liegt. Es war viel Krankheit in unserem Volk, auch schlug uns unser Herr und tötete einige, um die Teufel zu versöhnen, die Fieber in unsere Körper brachten. So flohen wir über die Grenze, dieses Weib und ich, und wir sahen die Krieger des Bosambo, und sie brachten uns zu ihm, und er sagte, daß er uns durch seinen Zauber heilen wolle. Er brachte uns zu einer verborgenen Stelle im Walde, gab uns Nahrung und ließ uns jede Nacht kommen und in seinem Bett schlafen, während er bei den Festen war. O Herr, er hat ein heimliches Tor in die Hütte gemacht, durch das wir hineinschlüpfen konnten, und wir sind jede Nacht

gekommen, diese Frau und ich, und haben auf diesem Bett geschlafen, damit sein Zauber uns heilen sollte. Und jede Nacht, wenn wir seine Schritte hörten, sind wir fortgekrochen. Nur in dieser Nacht waren wir so müde, daß wir schliefen.«

Kulubu hörte ihnen verständnislos zu. »Das ist reine Verrücktheit von Bosambo«, sagte er schließlich. »Denn wenn ihr in seinem Bett schlieft, dann mußte er doch auch die Krankheit bekommen. Geht zurück in euren Wald, und wenn ihr wieder in diese Stadt zurückkommt, werde ich euch schlagen!«

In den Tagen, die nun folgten, sahen die Eingeborenen am unteren Strom viele Tauben nach Norden und nach Süden fliegen, und sie wußten, daß ein großes Buchpalaver zwischen Sandi und seinen Spionen abgehalten wurde. Ein Brief, der nach dem Hauptquartier kam, soll hier besonders angeführt werden:

»Von Ahmet Ali an der Gabel des Flusses mit zehn Soldaten.

An Sandi in seinem großen Hause an der See.

Im Namen Gottes des Allmächtigen und Gnädigen usw.

Friede sei in deinem Hause.

Eine neue Krankheit wütet unter den Ochori, die aus dem Lande des Alten Königs über die Grenze gekommen ist. Selbst Kulubu liegt krank. Deshalb habe ich eine Wache an dem Strom aufgestellt, und keiner kann das Ochoriland verlassen noch hineinkommen. Dies tat ich nach deinem Befehl für den Fall, daß die Krankheit zu irgendeinem Stamm kommen sollte. Bosambo ist jetzt der Oberhäuptling der kämpfenden Akasava. Es gibt viele Tänze, und das tut er, weil Kulubu nicht zurückgekommen ist. Er hat alle die kleinen Häuptlinge in ihre Dörfer zurückgesandt, und sie sind sehr froh, daß sie gehen konnten, denn sie waren müde von den langen Palavern, die Bosambo abhielt. Auch hat Bosambo die großen Schätze Kulubus ausgegraben und jedem Häuptling und Ältesten ein schönes Geschenk gemacht. Und er hält Tänze und Feste in der Stadt Wumbi ab, und alle Leute lieben ihn.«

Sanders las diese Botschaft beim Frühstück und war sehr belustigt.

»Das Ende des ganzen Abenteuers ist«, sagte er dann, »daß Bosambo ein neues Land und Kulubu die Masern hat. Lassen Sie die ›Zaire‹ fertigmachen, Hamilton. Das wird uns eine Menge Verhandlungen ersparen.«

»Gibt es nichts, was ich tun kann, liebe, gute Exzellenz?« fragte Bones eifrig. »Haben Sie nicht eine kleine Aufgabe für den armen, lieben Bones?«

»Sie können zu den Ochori gehen«, sagte Sanders, »und die Sache mit den Masern in Ordnung bringen.«

Der entscheidende Punkt

Zweimal im Jahr nach der Ernte erwachte in den Herzen der Eingeborenen der Wunsch nach Freiheit und Unabhängigkeit. Diese beiden Worte rufen in dem Gemüt eines Idealisten in Europa einen ganz falschen Eindruck der Gefühle hervor, von denen die Menschen in Gebieten beherrscht werden, wo das Gesetz der Wildnis herrscht. Bei ihnen ist Freiheit etwa gleichbedeutend damit, daß sie ungestraft den Nachbarstaat überfallen können, und Unabhängigkeit bedeutet für sie, daß sie frei sind von all den unglücklichen Konsequenzen, die die Zivilisation ihnen in Gestalt eines ihnen unangenehmen Distriktgouverneurs auferlegt.

Solche Wünsche wachsen über Nacht und bringen am nächsten Morgen Früchte, denn Eingeborene, obgleich sie große Schwätzer sind und eine unbegrenzte Redelust haben, »tragen ihre Leidenschaft nicht zum Palaver«, wie man am Großen Fluß sagt. Die Massensuggestion überkommt sie und diktiert ihnen gemeinsames Handeln. Sie taumeln in ihr Schicksal, ohne zu wissen, warum. Aber in jedem einzelnen von ihnen lebt ein gewisser Instinkt, der ihren Willen in eine bestimmte Richtung treibt. Ob überhaupt vorher ein klarer Vertrag zwischen den Akavasa, den Isisi und den äußeren N'gombi bestand, weiß niemand. Wahrscheinlich bestand einer. Sicher ist nur, daß sich in einer Nacht etwa zwanzigtausend Speerleute erhoben, und daß Bakuro, der Oberhäuptling der Isisi, der führende Kopf und der Oberbefehlshaber der Kriegsflotte war, die sich in einer mondlosen Nacht in jener Gegend des Großen Flusses sammelte, die unter dem Namen »die vielen, vielen Arme« bekannt ist. Denn hier vereinigen sich viele Nebenflüsse mit dem Großen Strom und verbargen so auf natürliche Weise die Zusammenziehung vieler Kriegskanus.

Mitten zwischen den Isisi und der Mündung des Stromes, wo die Residenz stand, sitzt der Stamm der Bulafa, der von dem einen Ende des Stromes bis zu dem anderen nur unter dem Namen »die kleinen Mäuse« bekannt ist. Am Großen Strom sagt man zu jemand, der eine unglaubliche Geschichte erzählt: »Ich sah einen Mann der Bulafa mit einem Speer«, was soviel heißt wie: »Ich sah etwas Unmögliches.« Die Wohnsitze der Bulafa lagen genügend weit von den kriegerischen Völkern entfernt und so nahe unter dem wohlwollenden Auge der Regierung, daß sie in großer Sicherheit leben konnten und sich eines Wohlstandes erfreuten, der selbst von den Akasava nicht erreicht wurde, die doch als Eisenschmiede einen gewissen Reichtum erlangten. Sie fischten, zogen ihre Ziegen groß, bebauten große Felder mit Mais und hatten unter Sanders' wohltemtem Schutz sogar schon mit dem Anbau von Reis begonnen. Aber am meisten zogen sie Hunde auf, deren

Fleisch genießbar und im ganzen Lande wegen seines Wohlgeschmacks berühmt war.

Der Häuptling der Bulafa wurde mitten in der Nacht durch die Ankunft einer Abordnung geweckt, die der große Bakuro selbst anführte. Für den Bulafahäuptling war es ein aufregender Augenblick, denn diese Leute trugen Speere, und ihre Gesichter waren mit roter Kamholzfarbe bemalt. Das Holzfeuer, das Tag und Nacht vor der Hütte des Häuptlings brannte, wurde neu angefacht, und das Palaver der Leute, die darum hockten, war kurz, aber bedeutungsvoll.

»Alle Völker haben sich miteinander vereinigt«, sagt Bakuro, »und wir wollen ein Ende machen mit Sandi und seiner grausamen Regierung. Wenn wir das vollbracht haben, werden wir das Land wieder nach den alten Gebräuchen regieren. Es würde schmachvoll für dich sein, o Häuptling der Bulafa, wenn dein großer Stamm beiseite stände. Wenn wir gewinnen, wie soll ich dann meine jungen Leute davon abhalten, dein Land zu verwüsten? Deshalb rate ich dir, deine Krieger auch zu diesem großen Morden zu schicken.«

Der Häuptling der Bulafa, ein gewisser N'ko, war behäbig und schlotterte vor Furcht.

»O Herr und König«, sagte er zitternd, »wir sind ein friedliches Volk, wir lieben unsere Hunde und unsere Frauen und führen mit niemandem Krieg. Denn wir sind große Feiglinge, und unsere Herzen sind gleich Wasser. Wie könnten wir uns gegen Sandi und seine Soldaten erheben? Und dann, o Herr, wenn ich wirklich meine jungen Leute riefe, würden sie fortlaufen und sich in den Wäldern verbergen.«

Bakuro fragte um hundert Krieger an, dann um zwanzig, und schließlich um zehn. Die Bewegung war allgemein nur die Ochori hatten sich nicht daran beteiligt. Er war schlau genug, einzusehen, daß es vorteilhaft für ihn war, wenn er selbst Angehörige der kraftlosen Bulafa unter seinen Kriegern hatte. Denn wenn sein Unternehmen mißlang, konnte er doch damit den allgemeinen Charakter der Bewegung beweisen. Aber N'ko beharrte bei seinem zähen Protest.

Als Bakuro und seine Häuptlinge sich entfernt hatten, rief N'ko sein Volk zusammen, und noch lange vor der Morgendämmerung erhob sich von dem Land der Bulafa ein großes Heulen und Winseln; denn alle ihre Hunde wurden zu einem geheimen Platz im Walde geführt oder getragen.

»Sollen wir unsere Frauen nicht auch dorthin senden?« fragte ein ängstlicher Ratgeber.

»Frauen können wir immer wieder haben«, sagte N'ko, »und eine Frau ist

so wie die andere. Aber nirgends auf der Welt gibt es Hunde, die den unseren gleichen.«

Unter all den beschwerlichen oder notwendigen Aufgaben, die man im Laufe eines Tages erledigen muß, ist gewöhnlich eine, der man sich besonders gern zuwendet. Die meisten Menschen behalten sich diesen Genuß bis zuallerletzt vor, und Leutnant Tibbets von den Haussa machte darin keine Ausnahme. Erst als er alles, was ihm an seinem Tagewerk farblos und grau erschien, sorgfältig vermieden oder glücklich vergessen hatte, und als die zwei Stunden gekommen waren, die er dafür angesetzt hatte sie waren auf seinem Stundenplan natürlich in roten Buchstaben markiert-, setzte er sich mit einem Gefühl des Behagens und der Genugtuung nieder, um den Plan der Pläne auszuarbeiten, nämlich die Schaffung einer panäthiopischen Armeegruppe. Wer in seinem Leben noch nichts mit dem Bleistift oder der Schreibfeder geschaffen hat, kann die Freude nicht nachfühlen, die Bones in der feuchten Hitze seiner Hütte empfand. Der Schweiß seiner bloßen Arme zeichnete sich auf dem weißen Papier in unheimlichen, geisterhaften Linien ab - Schriftsteller und Künstler kennen diese Befriedigung. Der Gesetzgeber der Regierung, der seine neue Vorlage ausarbeitet, der Schreiber von Bettelbriefen, der Kaufmann, der Prospekte aufsetzt, der Architekt und der Erfinder, alle, die mit der Phantasie arbeiten, haben dieses süße Betäubungsmittel kennengelernt und sind glücklich geworden in ihrer Träumerei.

Vierzig Millionen Eingeborene lebten in Britisch-Afrika. Zehn Prozent davon waren Leute im militärischen Alter - das machte eine Armee von vier Millionen! Bones stellte zweihundert Divisionen auf und versah sie mit der nötigen Artillerie. Er eröffnete Eisenminen und errichtete Munitionsfabriken auf seiner großen Karte. Er zeichnete Depots für Uniformen, Ausrüstung und Bewaffnung ein, er legte große Heerstraßen an, die mitten durch die Wildnis nach Ägypten führten, und an diesen Straßen errichtete er Städte mit Magazinen, bohrte Brunnen, richtete Kläranlagen für das Wasser ein, grub Kanäle und baute Eisenbahnen. Und alles das nur mit Hilfe von Lineal, Bleistift und Zirkel.

Gerade beriet er mit sich selbst die Notwendigkeit einer Wasserverbindung zwischen Nil und Kongo, als Hamilton in seine Hütte trat.

Bones wurde feuerrot und legte eine Zeitung über die Karte und seine verstreuten Zahlenangaben.

»Wie geht es Ihrer Armee, Bones?« fragte Hamilton, ließ sich in einen Stuhl nieder und steckte seine Pfeife an.

»Fein!« sagte Bones höflich. »Sie ist gut auf den Beinen und tüchtig, mein

lieber, verehrter Sir!«

Er war auf der Höhe seines Traumes, wo er die Kritik der kalten Vernunft eines Fernstehenden fürchtete.

Hamilton blies gedankenvoll Rauchwolken von sich.

»Es ist schon was dran an Ihrem Plan, aber ich werde seine Vollendung nicht erleben«, sagte er ruhig. »Ist es nicht geradezu verrückt, daß alle alten Kulturvölker der Erde sich damit abmühen, einander barbarisch zu vernichten, während die wirklichen Barbaren sich des Friedens und der Ruhe erfreuen können, die die kriegsführenden Mächte ihnen bringen?«

»Sicher ist das eine ganz verrückte Idee, mein guter alter Seemann«, stimmte Bones bei, aber er war sehr vorsichtig, denn er hatte früher schon öfter die bittere Erfahrung gemacht, daß er in eine schlaue Falle geraten war, wenn er seinem Vorgesetzten beistimmte. Hamilton nagelte ihn dann auf eine Theorie fest, die er später erbarmungslos zerstörte. »Gleichzeitig möchte ich aber doch betonen, mein lieber guter Pazifist, daß Kriege die großen Antriebe unserer netten alten Zivilisation sind. Wo würden Sie denn sein, wenn Sie Ihre Existenz nicht dem Kriege verdankten?« fragte Bones. »Sie sprechen vom Frieden, aber so ein Ding wie Frieden gibt es überhaupt nicht. Man kann höchstens von einer Zeit zwischen den Kriegen reden. Stopfen Sie damit Ihre niederträchtige alte Pfeife und rauchen Sie sie auf!«

Merkwürdigerweise ließ sich Hamilton auf keine Diskussion ein, sondern setzte seinen Weg zu den Haussa-Quartieren fort; denn er wollte dem Feldwebel wichtige Instruktionen für die Kompanie geben. Später traf er sich mit Sanders auf dem Tennisplatz, der erst neu angelegt worden war und seine Entstehung hauptsächlich der Anwesenheit von Miß Patricia Hamilton verdankte. Als das Set beendet war und man beim Tee unter einer ausladenden Zeder saß, wiederholte Hamilton in großen Zügen die Ansichten, die Bones ihm gegenüber eben geäußert hatte.

Patricia lachte. »Armer Bones - er ist so blutdürstig!«

»Bones hat schon recht«, sagte Sanders ruhig. »Jeder Frieden hat nur die Dauer einer Zwischenzeit. Es mag ein häßlicher Gedanke sein, aber trotzdem ist er richtig. Frieden ist nur eine Periode, in der die Ernten reifen, die die Kriegszeiten gesät haben, und die Zeit neuer Saaten für eine noch schrecklichere Ernte. Die Leute reden soviel von einem Status quo ante bellum, aber das ist eine leere Phrase; denn die Dinge können nie wieder so werden, wie sie vor einem Kriege waren.«

»Aber die Völker werden doch reich im Frieden«, widersprach Patricia.

Sanders schüttelte den Kopf. »Sie können weder reich noch groß werden. Englands Größe wurde auf einer Reihe von Schlachtfeldern begründet. Die

wundervolle, glückliche, wirtschaftliche Lage, deren sich die Vereinigten Staaten heute erfreuen, hat ihre Ursache in dem großen Bürgerkrieg. Die Nationen, die aufgehört haben zu kämpfen, sind zugunsten der kämpfenden Völker zu Mächten dritter Ordnung herabgesunken. Und was für die zivilisierten Völker gilt, ist auch für dieses Land maßgebend.« Dabei wies er mit dem Kopf zur Seite, um das große Hinterland zu bezeichnen, das er regierte. »Krieg ist natürlich, Friede unnatürlich.«

»Wenn das richtig wäre, würden selbst die Staaten dritter Ordnung kämpfen müssen«, sagte Patricia.

Er nickte. »Es gibt in diesem Fall einen entscheidenden Punkt, wo der Frieden nicht mehr wünschenswert erscheint. Selbst bei diesen Leuten hier. Ich habe nur einen Stamm kennengelernt, der es niemals für nötig hielt, für irgend etwas zu kämpfen, und das waren die Bulafa -«

Hamilton lachte leise. »Aber auch für sie mag es einen entscheidenden Punkt geben«, sagte er dann.

»Das bezweifle ich sehr«, meinte Sanders. Er zwinkerte mit den Augen und schaute Patricia an. »Ich glaube, es gibt Situationen, in denen selbst Sie, hebe Patricia, kämpfen würden.«

Sie zitterte. »Das kann ich mir nicht vorstellen«, sagte sie.

Sanders schaute zu Hamilton hinüber, und der Haussa-Captain nickte.

»Ich wünschte, Sie würden mich mitnehmen«, sagte er ernst.

»Und Bones sollte sein großes Abenteuer nicht erleben?« lachte Sanders. »Nein, ich denke, Bones und ich können die Sache schon in Ordnung bringen.«

»Gehen Sie fort?« fragte Patricia schnell.

»Für eine oder zwei Wochen«, sagte Sanders. »Mein Besuch bei den Stämmen ist fällig. Es werden ein paar große Palaver abgehalten, bei denen ich zugegen sein muß.«

Sie ließ sich nicht täuschen durch die oberflächliche Art, mit der er die beabsichtigte Reise abtat. Sie war nun schon lange genug hier, um die Anzeichen von Aufruhr und Unruhen zu kennen, und sie kannte auch den gewohnheitsmäßigen Gang des Lebens in diesem Bezirk gut genug, um plötzlich unbequeme und ganz erstaunliche Fragen stellen zu können.

»Wieviel Mann nehmen Sie mit, Mr. Sanders?«

Er zögerte. »Ungefähr fünfzig«, sagte er dann.

»Das sind vierzig zuviel für ein friedliches Palaver«, sagte sie vorwurfsvoll. Ihre grauen Augen fingen seinen Blick auf. »Wird es ernste Unruhen geben?«

»Aufrichtig gesagt, ich weiß es nicht. Die einzige Nachricht, die ich erhielt, kam gestern abend, nachdem Sie sich schon zurückgezogen hatten. Es haben Versammlungen zwischen den Akasava und den Isisi stattgefunden, aber weiter wissen wir nichts. Wenn sich das vor drei Monaten abgespielt hätte, würde ich es überhaupt nicht beachten, aber es hat eine gute Ernte gegeben, das Korn ist gemäht, und gute Ernten bedeuten immer Krieg. Ich sende Bones mit der ›Wiggle‹, ich glaube, er muß noch heute abend abfahren, Hamilton. Der Fluß ist im Dunkeln schiffbar. Ich will morgen früh mit der ›Zaire‹ aufbrechen. Die Unruhe ist zu weit verbreitet, als daß man sie mit einer einzigen Expedition meistern könnte.«

Er wandte sich an Hamilton.

»Sie würden gut tun, Bones zu benachrichtigen.«

Bones war gerade an jenem wunderbaren Punkt seines Planes angekommen, wo die Truppen aufgestellt waren und er nur noch seine Freunde und Bekannten mit den höchsten Kommandostellen seiner Papierarmee zu bedenken hatte, als Hamilton wieder in seine Hütte trat.

»Es tut mir leid, daß ich Sie unterbrechen muß«, sagte er barsch. »Aber Sanders will Sie heute abend noch sprechen. Bei den Akasava ist Unruhe, und er wünscht, daß Sie mit der ›Wiggle‹ den Strom hinauffahren. Sie sollen eine Aufklärungsfahrt bis zur südlichen Grenze des Akasavalandes machen. Wenn es dort irgendwelche Unruhen gibt, mischen Sie sich ja nicht ein, sondern ziehen Sie sich auf Sanders zurück. Hier sind Ihre schriftlichen Instruktionen.« Er reichte ihm ein Kuvert über den Tisch.

»In Übereinstimmung mit Ihren netten kleinen versiegelten Befehlen werde ich aufbrechen«, sagte Bones. »Lassen Sie mir nur noch zwanzig Minuten Zeit, daß ich meine Leute sammle und meinen Kreuzer verproviantiere.«

»Das Boot ist mit Vorrat versehen, und die Leute sind zum Aufbruch bereit«, sagte Hamilton. »Sie haben nur noch Ihr Reisenecessaire und Ihre seidenen Pyjamas an Bord zu bringen.«

»Ganz herzlos«, murmelte Bones und rief mit seiner unmusikalischen Stimme nach seinem Diener.

Als die Sonne im Westen des Ozeans unterging, steuerte Bones die ›Wiggle‹ den Strom hinauf. Seine persönliche weiße Flagge, die er nicht führen durfte, hatte er an dem einen kleinen Mast gehißt und stand nun mit verschränkten Armen vorn im Schiff. Patricia Hamilton vermutete nicht ganz mit Unrecht, daß er diese malerische Pose besonders ihretwegen angenommen hatte.

Als Bones um die große Biegung des Stromes herumgefahren war, wandte

er sich praktischeren Dingen zu. Er konnte zur Nacht fahren, ohne Gefahr fürchten müssen; denn während der nächsten fünfzig Meilen fanden sich nur ein oder zwei flache Stellen im Strom, und hatte er erst einmal die zehn Meilen von der Mündung entfernte Inselgruppe passiert, lag eine glatte Fahrt vor ihm.

Trotz all seiner Träumereien und seiner vielen Pläne war er ein außerordentlich praktischer junger Mann. Er machte zwar merkwürdige Eintragungen in sein Logbuch, wie zum Beispiel: »Auffrischende Winde von Südsüdwest, ruhige See. Ich überholte ein unbekanntes Fahrzeug, das nach dem Innern fuhr«, aber er hatte doch eine umfassende Kenntnis des Stromes und seiner Tücken. Er nahm an, daß die ›Wiggle‹ die Stadt der Bulafa um drei Uhr morgens passieren würde, und gab dem Steuermann Befehl, ihn um diese Zeit zu wecken, falls er eingeschlafen sein sollte. Sanders hatte ihm besonders ans Herz gelegt, daß er sich über die Lage in der Stadt informieren solle, wenn er an ihr vorbeifuhr.

Die Bulafa waren für Sanders dasselbe, was weiße Mäuse für die früheren Unterseeboote waren. Sie witterten die Gefahr und zwitscherten hörbar. Falls Bones zu dieser frühen Stunde brennende Feuer und aufgeregte Menschen fände, müsse er, hatte Sanders ihm aufgetragen, an Land gehen und Erkundigungen einziehen. Dies ist nämlich die einzige Stunde, die den Eingeborenen verhaßt ist, weil zu dieser Zeit Teufel und Dämonen am mächtigsten sind. Er befand sich jetzt noch nicht in der gefährlichen Zone und würde sie auch vor der nächsten Nacht nicht erreichen. So konnte er sich gestatten zu schlafen und stellte wie gewöhnlich nur einen Mann auf Posten, um dem Steuermann zu helfen. Diesen beiden konnte er ruhig die Kontrolle über das Schiff anvertrauen.

Bones zog sich in die kleine Kabine zurück, entkleidete sich langsam und schlüpfte in das bunte, seidene Pyjama, das den Zorn seines Vorgesetzten hervorgerufen hatte. Dann kam er wieder an Deck, lehnte sich an das Geländer und schaute ins schwarze Wasser, das die unzähligen hellen Funken widerspiegelte, die der Schornstein der ›Wiggle‹ herausschleuderte. Er überlegte sich in seiner eigenen merkwürdigen Art, welche Möglichkeiten ihm diese Reise geben möchte, denn Bones witterte in jeder Aufgabe, die ihm gestellt wurde, günstige Gelegenheiten, sich auszuzeichnen. Selbst die alltäglichste Beschäftigung umgab er mit dem Hauch seiner Träume. Auch wenn es nur ein prosaischer Besuch bei der Zentralverwaltung war, hörte er im Geist schon eine Stimme sagen: »Ich habe auf Befehl seiner Majestät nach Ihnen gesandt, Mr. Tibbetts, um Ihnen für Ihre vielen Heldentaten und Ihre treuen Dienste den Orden der Krone von Indien mit Schwertern zu verleihen.« Oder er suchte nach alten Steinen und träumte von der Entdeckung von Gewölben, die mit den Schätzen einer untergegangenen

Kultur gefüllt waren, wenn er zur Eintreibung der Hüttensteuer in die nahegelegenen Küstendorfer geschickt wurde. Mit einem tiefen Seufzer richtete er sich auf, ging in seine kleine Kabine zurück und legte seinen Revolver und seine Patronentasche nahe an sein Kopfkissen, denn er liebte eine malerische Aufmachung, auch wenn sie nicht mit den Dienstvorschriften übereinstimmte. Dann streckte er sich auf sein Bett, deckte sich mit einer dünnen Decke zu, fiel langsam in Schlaf und ging in das Wunderland der Träume ein.

Er sah ein schönes Mädchen, das er einer Horde von Wilden entriß. Die Angreifer trugen merkwürdigerweise die großen Hüte und die Kleidung amerikanischer Cowboys und ritten auf wilden Pferden - solche Pferde hatte man bisher in diesen Gebieten noch nie gesehen. Und dann brachte er sie in Sicherheit. Sie war sehr traurig, da sie weder Schuhe noch Strümpfe hatte, obgleich sie sonst hübsch und modern gekleidet war. Als es dann fürchterlich regnete, begann sie zu weinen. Aber sie gab sich damit nicht zufrieden, sondern sie heulte, und das durfte doch eine Lady nicht tun. Und die ganze Zeit über klatschte der Regen von dem Palmbaum herunter, unter dem sie standen - tap, tap, tap, tap!

»Das Beste, was ich für Sie tun kann, meine liebe, gute Miß«, sagte Bones gerade, »ist, daß ich einen Wagen für Sie hole.« Er war ganz aufgeregt durch ihr wildes Schreien und durch das dauernde Geräusch des niedergefallenen Regens. Und dann wachte er plötzlich auf.

Die wilden Rufe hörte er nun wirklich und ebenso das Aufschlagen der Pfeile an der Seite des Schiffes. Bones schlüpfte schnell in seine Moskitoschuhe, schnallte den Riemen mit dem Revolver um und stürzte an Deck. Der Fluß wimmelte von Kanus. Leute kletterten an der Seite des Schiffes hoch, und er hörte nur noch den Schrei des Steuermanns Yoka.

»O Tibbetti, schwimme!«

Von der Reling aus sprang ein Mann auf Bones zu. Er feuerte und hörte einen anderen Schuß vom hinteren Teil des Schiffes, wahrscheinlich war es einer der Haussa, der seine Angreifer abgewehrt hatte. Bones feuerte noch einmal und brachte einen Mann zur Strecke.

Gefühlsmäßig erkannte er schnell, daß es hoffnungslos war, Widerstand zu leisten. Wer diesen Überfall machte, konnte er nur vermuten. Die Akasava überzogen Sanders' Land mit Krieg, in großen Scharen waren sie heruntergekommen.

Mit einem Satz erreichte Bones das Geländer der Reling, und ohne sich auch nur eine Sekunde zu besinnen, sprang er ins Wasser und tauchte zwischen zwei Kanus unter. Er war ein glänzender Schwimmer, aber er wußte, daß er nur dann Hoffnung haben konnte zu entkommen, wenn er sich

unter Wasser hielt. So schwamm er mit kräftigen, mächtigen Stößen unter dem Kiel der ›Wiggle‹ durch nach dem jenseitigen Ufer.

Als er sich nicht länger unter Wasser halten konnte, kam er für einen Augenblick an die Oberfläche, um Atem zu holen. Er war jetzt in einem Abstand von dem Dampfer, der schutzlos und ohne Besatzung weiterfuhr, denn Yoka war in demselben Augenblick wie sein Herr in den Fluß gesprungen. Man hatte ihn nicht gesehen, obgleich zwischen ihm und der Küste noch zwei Kanus waren. Er tauchte wieder unter. Er war sehr befriedigt, daß er seinen Revolver in das wasserdichte Futteral gesteckt hatte, als er ins Wasser sprang. Aber er war noch keineswegs außer Gefahr. An dieser Stelle gab es viele Krokodile im Fluß, und auch der Wald bot wenig Sicherheit.

Er erreichte das abfallende Ufer und war gerade ans Ufer gekommen, als ein Kanu aus dem Dunkeln auftauchte. Lang hintönende Schreie erschollen - Bones wußte, daß er entdeckt war. Er tauchte im Dickicht unter, Dornen zerfetzten sein Pyjama. Seine Füße, die nur mit dünnen Schuhen bekleidet waren, wurden von den scharfen Zweigen und Spitzen des Unterholzes aufgerissen und verwundet. Er konnte diesen Leuten nicht entkommen, wenn er seinen Weg durchs Dickicht nahm. Glücklicherweise kam er auf den Fußpfad, der dem Ufer entlanglief. Seine Augen, die sich an das Dunkel gewöhnt hatten, sahen die Welt, und obgleich er einmal mit voller Geschwindigkeit in einen jungen Baum hineinrannte, erlitt er keinen weiteren Unfall. Er wußte, daß er verfolgt wurde, und hätte gern einen Kampf begonnen, aber der erste Knall seines Revolvers mußte ja das ganze Pack auf seine Spur hetzen. Es war ein glücklicher Zufall, daß die Hauptflotte nichts von seiner Entdeckung ahnte. Er fühlte mehr, als er wußte, daß sie ihn fangen wollten, und zog seinen Revolver. Da hörte der Pfad plötzlich auf. Er erkannte das erst, als er in einen Rohrzaun lief, der quer über den schmalen Fußpfad gezogen war.

Es war kein unüberwindliches Hindernis, denn der Zaun war aus dicken Zweigen lose zusammengebunden., Bones konnte seine Hand hindurchstecken und eine Öffnung machen, die groß genug war, um hindurchzukriechen. Er hatte seine Schultern und ein langes Bein hindurchgezwängt, als er vor sich ein Winseln und Heulen hörte. Vor Schreck standen ihm die Haare zu Berge. Da seine Verfolger ihm dicht auf den Fersen waren, hatte er keine Zeit zu verlieren. Er stand schließlich außer Atem und schweißtriefend an der Innenseite des Zauns; durch die Öffnung beobachtete er den Weg, den er gekommen war. Plötzlich sah er eine dunkle Gestalt näherkommen und feuerte, dann nahm er seine Flucht wieder auf. Er war nur ein paar Schritte gelaufen, als er auf etwas Weiches trat, das vor Schrecken laut aufheulte, dann hörte er etwas rascheln und davonlaufen. Und

jetzt roch er es auch: Es waren unweigerlich Hunde. Vorsichtig ging er weiter. Überall sah er die fortlaufenden Tiere. Es war fast, als ob er in eine Welt käme, die von Kaninchen bevölkert war. Er hörte sie winseln und bellen. Plötzlich wurde ihm klar, was das bedeutete. Er hatte schon oft von diesen Hundekrals gehört, in denen die Bulafa ihr kostbares Eigentum verwahrten, wenn Gefahr drohte. Offenbar hatte er jetzt einen solchen Platz erreicht. Hinter sich hörte er plötzlich schrille Freudenschreie. Wahrscheinlich hatten die Akasava, die ihn verfolgten, den Kral nun auch entdeckt. Er fand den vor Furcht zitternden Wächter, der ihn schon lange gesehen hatte, bevor Bones etwas von seiner Anwesenheit merkte. Er kroch zu Bones' Füßen und hatte eine elende Angst.

Bones riß ihn hoch. »O Mann«, sagte er zu ihm, »du brauchst keine Furcht zu haben, denn ich denke, diese Leute haben eure Hunde gefunden, und sie werden dich nicht niedermetzeln. Zeige mir schnell den Weg zum Dorf eures Häuptlings.«

»O Herr, o Herr!« wimmerte der Mann. »Was soll ich N'ko sagen und unserem Volk, wenn diese Leute unsere schönen Hunde nehmen?«

»Zum Teufel mit euren Hunden!« brüllte Bones in englisch. Eine Stunde später kam er in der Stadt der Bulafa an und fand Sanders' Vermutung bestätigt. Alle waren wach und schwatzten. Feuer brannten in den Straßen, und kleinere Gruppen saßen um jedes Feuer herum. Um das Haus des Häuptlings waren die Ältesten von zwanzig Dörfern versammelt.

Bones trat mitten unter die von Furcht geplagten Leute, zerrissen und zerlumpt, mit geschwollenen und blutenden Füßen, mit wildem Blick und ungekämmten Haaren. Er sah sich nach seinem Führer um, als er in den Ort kam, aber der zu Tode erschrockene Mann war verschwunden, denn er zog die einsame Ruhe des Waldes dem Sturm der Entrüstung vor, den seine Nachrichten hervorgerufen hätten.

»O Tibbetti«, keuchte N'ko, »ich sehe dich!«

Bones fiel auf einen Stuhl nieder, den sie ihm brachten, und wischte seine nasse Stirn ab.

»N'ko«, sagte er, nachdem er wieder zu Atem gekommen war, »dies ist ein böses Palaver, denn die kämpfenden Leute sind ausgezogen, und viele werden sterben, bevor die neue Sonne untergeht.«

»Ich denke, es wird Sandi sein«, sagte N'ko hoffnungsvoll, »denn wir sind ein friedliebendes Volk, und Bakuro wird uns niedermetzeln.«

»Sage mir alles«, rief ihm Bones schnell zu.

Aber der Häuptling, der zuerst auf einem Bein, dann auf dem anderen stand, gab ihm in seiner Verzweiflung keine Auskunft.

»Du sollst mir alles berichten!« sagte Bones zornig. »Oder ich werde dich zu Tode peitschen!«

Diese furchtbare Drohung erpreßte ein volles Geständnis. Nun befand sich in jedem zuverlässigen Dorf den Strom entlang ein Taubengehäuse auf einer hohen Stange. Von Zeit zu Zeit kam ein Mann von der Regierung, um die Tauben freizulassen, die dann nach ihrem Heimatkäfig in der Residenz flogen, und neue Tauben an ihre Stelle zu setzen. Dieser schnelle Nachrichtendienst war die besondere Aufgabe von Sanders' Geheimagenten. Bones ging zu dem Taubenschlag, stieg die Leiter empor, zog aus dem schmalen Kasten, der an der Seite des Taubengehäuses befestigt war, ein kleines Blockbuch aus dünnem Papier, an das ein Bleistift gebunden war. Er schrieb schnell seine Nachricht, fand die Gummischnüre, holte eine Taube heraus, befestigte das dünne Papier an dem Bein des Vogels, und mit dem ersten Schimmer des Frühlichts warf er die Botin in die Luft und beobachtete, wie sie über dem Dorf höher und höher kreiste, bis sie sich nach Süden wandte und außer Sicht kam.

Eine halbe Stunde, nachdem die Warnung zur Residenz gelangt war, kam schon das erste Kriegskanu in Sicht, und die Hotchkiß-Kanone der ›Zaire‹ sandte platzende Granaten in den belebten Fluß.

In der Zwischenzeit war Bones nicht untätig. Die Bulafa konnten fünfzig Kanus mit tausend Mann besetzen, aber leider waren sie kein kriegerisches Volk. Bones redete, drängte, brachte tausend Gründe vor, er sprach in englisch und arabisch, dann wieder in Bomongo, aber alle seine Anstrengungen waren erfolglos. Die zitternden Leute saßen mit ihm um das Palaverhaus herum. Er machte eine lächerliche Figur in seinem zerrissenen Pyjama und den Strohschuhen, die sie ihm gegeben hatten.

»O Herr«, sagte der Älteste eines inneren Dorfes, »wir sind keine Krieger, und wenn wir hören, wie die Kriegstrommeln geschlagen werden, dann möchten wir am liebsten davonlaufen! Wir haben schon Ungemach erlitten, denn Bakuro hat einen Knaben von diesem Dorf genommen, um ein Opfer darzubringen, und wir hörten, daß er das Kind tötete und seinen Geist in einem Kanu zu Sandi schickte.«

Das einstimmige »Wa!«, mit dem diese Rede aufgenommen wurde, bewies zur Genüge die Wahrheit der Worte.

Bones stöhnte verzweifelt und fuhr sich mit den Händen durch die wirren Haare. Er wußte, daß sich Sanders einen Tag lang an der Küste halten konnte und daß die Zentralregierung sofort Verstärkungen senden würde, aber keine konnte die Residenz innerhalb von vierundzwanzig Stunden erreichen, und während der Nachtzeit würden die Verteidiger überrannt werden und - Bones erbleichte bei dem Gedanken.

Wenn er doch nur einen Ablenkungsangriff in den Rücken der Feinde ausführen, wenn er doch nur vierzig Kriegskanäle den Strom herunterbringen und die Angreifer unerwartet von hinten fassen könnte. Er kannte die Eingeborenen gut genug, um zu wissen, daß sie sich sofort in panischem Schrecken zerstreuen würden. Er machte eine letzte Anstrengung.

»O Volk der Bulafa!« sagte er. »Ich weiß, daß ihr fürchterliche Feiglinge seid und daß eure Herzen erfüllt sind von gemeiner Furcht.«

Ein Beifallsgemurmel erscholl unter ihnen. Sie waren sehr froh, daß ihre innersten Gefühle so richtig wiedergegeben wurden.

»Aber ich werde euch das sagen«, erklärte Bones. »Wenn diese Leute Sandi vernichtet haben, werden sie zu euch kommen und eure Dörfer niederbrennen und eure Weiber rauben!«

»O Herr, das werden sie sicherlich tun«, sagte N'ko zuversichtlich. »Aber es gibt so viele Frauen in diesem Land, und wenn Bakuro grausam gegen uns ist, dann verbergen wir uns in den Wäldern. Und wenn er fort ist, kommen wir heraus und bauen uns neue Häuser.«

»Sie werden auch eure Ernten nehmen, wie sie eure Hunde genommen haben!«

»O Herr«, sagte N'ko, »wenn sie unsere Ernten nehmen wird die Erde nicht neue Ernten hervorbringen? Und es ist viel besser, daß wir für eine kurze Zeit unglücklich, als für immer tot sind. Und was unsere schönen Hunde angeht, so sind sie in einem geheimen Kral sicher versteckt.«

Ein wütendes Lächeln ging über Bones' Züge. »O N'ko und Volk von Bulafa!« sagte er milde. »Eure Hunde sind gestohlen, denn als ich näher kam, hörte ich, wie die Akasava viele von ihnen töteten.«

Der Häuptling sprang auf seine Füße. Seine Augen zeigten Erstaunen und Schrecken. »O Herr«, begann er, »sie sind in dem großen Kral am Flußweg.«

»Dort habe ich sie gefunden«, sagte Bones, der wieder Hoffnung faßte, »und dort haben sie auch die Akasava gefunden.«

»O N'ko, das ist wahr!« Eine zitternde Stimme kam von dem letzten Ende der versammelten Menge, und Bones erkannte den furchtsamen Mann, der sein Begleiter in der vergangenen Nacht war.

Ganz gebrochen erzählte er die Geschichte des beraubten Krals.

»Und diesen Morgen bin ich zurückgeschlichen, und die Hunde sind alle gestohlen. Ich bin heimlich zu dem Fluß gegangen und sah viele Hunde in den Kanus der Isis.«

Ein Schrei, in dem sich furchtbarer Zorn und unauslöschlicher Haß mischten, erhob sich von dem ganzen Volkshaufen. N'ko tanzte auf dem

kleinen Hügel vor dem Palaverhaus, und es war ein Tanz der Wut.

»Sind wir Schlangen?« brüllte er. »Sind wir Fische, daß Bakuro diese schrecklichen Dinge tun darf?«

Er warf seine Hände in die Luft und stieß einen schrillen Schrei aus, den kein lebender Mann der Bulafa seit den letzten dreißig Jahren gehört hatte - den Kriegsschrei, der den unteren Isisi, den Bulafa und den kleinen Akasava gemeinsam ist.

Vierzig Kriegskanus fegten an diesem Tag den Strom hinunter. Wie ein Tornado kamen die Bulafa über die ungeschützte Nachhut des Feindes, und sie fochten erbittert, und der Kampf war entsetzlich blutig.

»Die Bulafa?« fragte Sanders ungläubig.

Er stand rauchgeschwärzt an dem linken Geschütz der ›Zaire‹. Auf dem Deck lagen viele leere Munitionskisten. Aus dem Gehölz am jenseitigen Ufer kamen die schrillen Rufe einer Schar Isisi, die Hals über Kopf an Land eilten und vor den Rächern der Hunde flohen.

»Die Bulafa, Herr und Exzellenz!« sagte Bones triumphierend, der wie ein abgerissener Landstreicher aussah. »Sie...«

Er hielt plötzlich inne, denn Patricia Hamilton erschien aus Sanders' Kabine. Auch sie sah seltsam aus. Ihr Gesicht und ihre Hände waren schwarz.

»Hallo, Bones!« sagte sie ruhig. »Ich bediente das Maschinengewehr... sie opferten ein kleines Kind... und ließen es in einem Boot den Strom hinuntertreiben... ich sah es... und das war dann für mich der entscheidende Punkt...«

Valentines verrückter Einfall

Miß Valentine Decarron gehörte zu den Menschen, die ihre Meinung geradeheraus sagen. Eine solche Handlungsweise setzt entweder finanzielle Unabhängigkeit voraus oder eine ungewöhnliche geschäftliche Tüchtigkeit oder aber, bei Frauen, eine beachtenswerte persönliche Schönheit, Liebenswürdigkeit und Anziehungskraft. Denn nur reiche, fähige oder ungewöhnlich schöne Leute können sich den Luxus gestatten, frei zu äußern, was sie denken, und die Konsequenzen auf sich zu nehmen.

Miß Decarron hatte den unschätzbaren Vorteil, daß sie unabhängig war, ein eigenes Vermögen besaß, klug und anspruchslos und vor allen Dingen schön war. Ihre strahlenden großen grauen Augen wurden von dichten Wimpern beschattet. Sie hatte einen Teint wie Milch und Blut, eine gerade, schöne Nase, ein wundervoll modelliertes Kinn und einen schönen Mund.

Sie lebte mit einer unverheirateten, frommen Tante zusammen, die mit ihrer Nichte sehr wenig zufrieden war. Die Schwester dieser Tante war Valentines Mutter gewesen, und als Valentines Vater starb, hatte Miß Pennyworth ihre Abneigung gegen diesen auf die Waise und die Erbin von John Decarrons vierhunderttausend Dollar übertragen, denn Mr. Decarron war ein richtiger Amerikaner gewesen, obwohl er einen Landsitz in Heathside und ein schönes Haus in Bray am Themseufer besaß.

Valentine nahm die altjüngferlichen Vorwürfe und den Tadel der Tante niemals übel, und so merkwürdig es auch scheinen mag - sie schlug ihr immer ein Schnippchen. Bei ihr stand es fest, daß Tanten, ganz gleich, ob sie Engländerinnen oder Amerikanerinnen waren, sich immer bestimmte Vorrechte herausnahmen und überall nachschnüffelten, was die modernen jungen Mädchen taten. Unmöglich kann ich alles aufzählen, was Miß Pennyworth nicht gefiel. Ich will nur erwähnen, daß zu ihrer Jugendzeit junge Damen keine Pyjamas trugen, weder rauchten noch im Herrensattel ritten, auch keine burschikosen Ausdrücke gebrauchten oder junge Leute ohne Begleitung einer älteren Dame trafen. Hieraus ersieht man, daß die Jugend der Miß Pennyworth in die schlimmste Periode der britischen Geschichte fiel.

Valentine Decarron tat alle diese Dinge, was Miß Pennyworth jedesmal beinahe einen Nervenschock verursachte. Damals brach der große Krieg in Europa aus, der viele Änderungen im gesellschaftlichen Leben mit sich brachte. Tausende wurden reich, und Millionen verloren ihr Vermögen. Er war die Ursache vieler interessanter und bedeutsamer Neuerungen, angefangen von den Giftgasen bis zu dem einsamen Soldaten.

Valentine korrespondierte allein mit zehn solchen Ensamten, dann aber kamen die Behörden dazwischen und verboten solches, weil sich dahinter manchmal feindliche Spionage verbarg.

Valentines Liste schrumpfte zusammen, und schließlich hatte sie nur noch einen Korrespondenten, dessen tragisches Los, dessen mutige und haarsträubende Abenteuer, dessen Bescheidenheit und dessen ergreifende Schilderungen - abgesehen allerdings von seiner Orthographie - sie faszinierten. Denn dieser Mann gab ihr einen Einblick in eine für sie ganz neue Welt, die bevölkert war von grausamen Stämmen, von dunklen, düsteren Wäldern, von sonnigen Strömen, eine Welt geheimnisvoller Länder, welche der Fuß weißer Männer mit Ausnahme des Schreibers niemals betreten hatte - ein Land, in dem schreckliche Stürme wüteten, wunderbare Blumen blühten und bunte Vögel in den Lüften flogen.

Eines Morgens saß sie in ihrem schönen Wohnzimmer, von dem aus man einen herrlichen Blick auf einen grünen Rasenplatz hatte, der sich sanft bis zu dem Ufer hinabzog. Ein Brief lag auf ihrem Schoß. Sie hatte sich angekleidet, um einen Ausflug auf den Strom zu machen. Miß Pennyworth stand vor dem Fenster und war durchaus nicht einverstanden mit diesem ihrer Meinung nach frivolen Unternehmen, das Valentine vorhatte.

Die junge Dame las mit gekräuselten Lippen und zusammengezogenen Augenbrauen den Brief noch einmal.

»Liebe, gute, unbekannte Freundin«, hieß es in dem Schreiben. »Inmitten all der Aufregungen, die einem plötzlichen Ereignis folgen, das beinahe meinem jungen Leben ein Ende bereitet hätte, ergreife ich die Feder, um Ihnen ein paar Zeilen über die See zu senden. Wenig wissen Sie, liebe Miß, welche Freude ich fühle, wenn ich an meine unbekannte Freundin schreiben kann! Ich dachte kaum, als ich vor neun langen Monaten die Annonce in den ›Wildford Chronicle‹ einsetzte, daß ich ›ein mitführendes und verstehendes Herz‹ entdecken würde, wie unser lieber alter Shakespeare sagt. Stellen Sie sich vor, wie ich diese Zeilen mitten im Dschungel, im wilden Urwald schreibe! Und während ich meine Feder in die Tinte tauche, schleichen sich Tiger heran und schleichen sich wieder fort; aber mein braves Gewehr lehnt an meiner Seite. Elefanten, Krokodile usw. bevölkern den Wald...«

Sie erhob ihre Augen von dem Brief und schaute wieder nach dem Fluß. Ein elektrisches Motorboot, in dem viele junge, lachende Mädchen und junge Offiziere saßen, kam langsam den Strom herauf. Sie seufzte. Es erschien ihr wirklich furchtbar, daß man lachen und glücklich sein konnte...

»Eines Tages werde ich Sie vielleicht sehen, wenn ich jemals lebend zurückkehre, was allerdings äußerst zweifelhaft ist (die letzten Worte des Satzes waren dick unterstrichen). Aber es mag für Sie eine Genugtuung sein,

zu wissen, daß es einen Menschen gibt, der an Sie denkt und der sich freuen würde, wenn er Sie auf Händen tragen könnte, der ein großes Haus für Sie bauen würde, das nach der See hinausschaut, und Sie zu einer Königin machen würde über eine Million netter Kannibalen, die mich - ich bin sicher, daß ich diesen Titel nicht verdiene - »Das Auge, das sich nimmer schließt!« nennen.«

Miß Decarron faltete den Brief zusammen und steckte ihn in ihre kleine Handtasche. Sie dachte eine Weile nach, dann erhob sie sich mit Bestimmtheit.

»Ich werde nicht mit auf den Fluß hinausfahren, Tante«, sagte sie, »ich fahre nach London.«

Es war Mr. Sanders' Gewohnheit, die Post erst nach dem Frühstück zu verteilen. Der Postdampfer kam gewöhnlich kurz nach Sonnenaufgang an. Dann wurde der Postsack für die Residenz an die Küste gebracht. Erst wanderte der Beutel zu Sanders' Büro, wo die amtliche Post von der privaten getrennt wurde. Weil das Frühstück und besonders das Frühstück in dieser kleinen Kolonie aber eine fröhliche und gesellschaftliche Zusammenkunft sein sollte, hatte es Sanders zu einer strengen Regel erhoben, die Verteilung der Post aufzuschieben, bis das Frühstück beendet war. Denn wenn drei Leute sagen »Bitte entschuldigen Sie mich« und ihre Briefe mit der einen Hand lesen und, ohne hinzusehen, mit der anderen Hand nach den Tassen greifen, fühlt sich der vierte, der keine Privatpost bekommen hat, ausgestoßen, es sei denn, daß er seine Zuflucht zu langen, amtlichen Dokumenten nimmt, die ihn mit »Mein Herr« und mit »Euer Hochwohlgeboren« anreden und damit schließen, daß »man die Ehre hat, ihn zu grüßen« und so weiter.

Sanders erhielt nur wenige Briefe von zu Hause. Er hatte wohl Freunde, die den in sich gekehrten schweigsamen Mann liebten, aber er ermutigte sie keineswegs, ihm zu schreiben. Briefe schreiben war ihm unangenehm, und seine Freundschaft war solcher Art, daß sie keine Aufmunterung brauchte.

An einem Oktobermorgen kam wieder ein großer, schwerer Postsack an. Die Tätigkeit des Feindes war hauptsächlich für die unregelmäßigen Ankunftszeiten der Post verantwortlich, und als Sanders die Briefe sortierte, bemerkte er, daß er mehr als das doppelte der gewöhnlichen Anzahl zu verteilen hatte. Tatsächlich war die Post für drei Wochen mit diesem Dampfer gekommen.

Das Frühstück war vorüber, und er begann seine Arbeit. Hamilton bekam wie gewöhnlich zwei Briefe. Einer war von einem Freund aus Frankreich, der andere von einer geheimnisvollen Persönlichkeit, die er nur selten erwähnte. Nur Patricia sprach gelegentlich von ihr in allgemeinen Redewendungen, wie

zum Beispiel: »Geht es Vera gut? Ist Vera noch in Schottland?« Sanders fragte ihn niemals danach, und Hamilton gab auch keine weitere Erklärung. Nur Bones, der wie immer alle verbotenen Wege ging, fragte manchmal nach der »netten, lieben, guten Vera«, eine Frage, die stets durch einen strengen, eisigen Blick beantwortet wurde, der neunundneunzig von hundert sofort hätte zu Stein erstarren lassen. Aber Bones war der hundertste, zuckte nur die Schultern, zog die Augenbrauen zusammen und wandte sich dann wieder seiner eigenen Korrespondenz zu. Oder, was noch dümmer von ihm war, entschuldigte sich in einer kleinen, wohlgesetzten Rede.

Patricias Anteil an diesen Briefen war stets sehr groß, aber den Löwenanteil hatte unweigerlich Bones, denn mindestens fünfzig Prozent aller ankommenden Post waren für ihn bestimmt. Bücher, Broschüren und Zirkulare, wie zum Beispiel »Wie verbessere ich mein Gedächtnis?« und »Wie verdiene ich 1500 Dollars im Jahr bei einer Kapitalsanlage von 5 Dollars?« kamen mit jeder Post. Bones las unentwegt alle Annoncen der Magazine und alle wohlwollenden Offerten über Konversationslexika, »die Ihnen sofort gehören, wenn Sie eine lächerlich kleine Summe anzahlen und später für den ganzen Rest Ihres Lebens regelmäßige monatliche Abzahlungen leisten«. Dazu kam dann noch mindestens ein Dutzend Briefe, die er niemals im Beisein der anderen las, sondern in seiner Brusttasche verbarg und sie mit sich zu den geheimen Plätzen in seiner Hütte nahm.

Man schätzte, daß Bones ungefähr die Hälfte seiner militärischen Einkünfte auf Post, Porto und auf Unterrichtsbriefe verwandte. Sie übten eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf ihn aus, und mit jeder Post kamen entweder Prospekte oder Unterrichtsbriefe an. So hatte er Jura in zwölf Briefen studiert, er war durch schriftlichen Unterricht ein Flieger geworden, ebenso ein Elektroingenieur in vierundzwanzig Lektionen. Es gab nur wenig Unterrichtskurse, die Bones nicht durchgemacht hätte. In seiner Hütte hingen die eingerahmten Zeugnisse ungezählter Schulen, die schriftlichen Unterricht erteilten. Sie sprachen von der Vielseitigkeit und dem unverwüstlichen Optimismus dieses jungen Offiziers.

Er teilte seine Post auf dem Tisch in zwei Abteilungen. Rechts lagen die Privatbriefe, links die Prospekte und anderes. Hamilton schaute verstohlen hinüber und entdeckte unter den Postsachen den bekannten mauvefarbenen Briefumschlag. Er stellte eine unschuldige Frage.

»Sind alle zu Hause bei guter Gesundheit, Bones?«

»Danke Ihnen, mein Lieber«, sagte Bones fröhlich. »Es geht allen rosig.«

»Und was steht in dem Brief mit dem mauvefarbenen Umschlag?« fragte Hamilton schelmisch.

Bones wurde rot, nahm den Brief und steckte ihn schnell in die Tasche

seiner Uniform. »Unter Gentlemen«, sagte er etwas steif, »sind solche Fragen wenig gebräuchlich. Es sei ferne von mir, mein Lieber, Sie zu tadeln oder...«

»Seien Sie kein Spielerverderber«, sagte Hamilton. Dabei dachte er an die mögliche Frage nach Vera. »Machen Sie keinen Unsinn. - Er hat jede Woche ein halbes Dutzend Briefe«, wandte er sich an seine Schwester, »jeden von einem anderen Mädchen. Meiner Meinung nach erhält der junge Lothario Bones mehr, als ihm zukommt.«

Bones kicherte, wurde dann plötzlich selbstbewußt und sah lächelnd von Patricia zu Sanders.

»Wer ist sie, Bones?« fragte Patricia. »Auch ich habe diese mauvefarbenen Briefumschläge schon gesehen.«

»Tatsächlich, meine liebe gute Miss Hamilton«, sagte er, »habe ich eine gewisse Tante...«

»Na, na, Bones.« Patricia drohte schelmisch mit dem Finger. »Sie wissen ganz genau, daß das gelogen ist. Sie haben mir von allen Ihren Verwandten erzählt, von Ihrer Mutter, von der einen Tante mit der komischen Stimme - ich kenne auch alle die Mädchen, an die Sie schreiben, Grace, Middock, Ethel, Baymore -- zählte sie an den Fingern her. »Queenie, Mildred, Agnes, dieses Stallington-Mädchen -«

»Ida«, sagte Bones selbstzufrieden.

»Ida, Gwenni, Mägde, Irene - das ist eine ganze Menge, nicht wahr?«

»Billie Caslon, Mary March, Mägde Broadward und Cissie Fairfax«, sagte Bones rasch, »Gertie Boyd, Phyllis Martinbourne...«

»Pfft!« sagte Hamilton und stand auf. Zum erstenmal in seinem Leben sah er Bones mit einer gewissen Bewunderung und Achtung an.

»Aber ich kenne immer noch nicht Miss Mauve!« sagte Patricia hartnäckig.

»Nun gut«, sagte Bones und trank' seinen Kaffee schnell aus. »Lebe und lerne! meine liebe, gute Miss!«

Bones öffnete seinen Brief nicht gleich. Er liebte es, ihn mit sich herumzutragen, bis er in die richtige Gemütsverfassung gekommen war.

Am Nachmittag war er dann in Stimmung, als er in einem tiefen, bequemen Rohrsessel im Schatten seiner Hütte saß. Er hielt einen kleinen, hübschen Band vor sich, und der verkrampfte Griff seiner Hand bewies, wie sehr ihn der Inhalt fesselte und mitriß. Er war betitelt: »Saul Sure vom Geheimdienst.«

Immer wieder senkte er das Buch auf seinen Schoß und blickte verstohlen über die Öffnung seiner großen Pfeife, an der er eifrig zog, wenn er intensiv nachdachte. Seine Phantasie wurde lebendig. Er sah geheimnisvolle Männer,

die sich an schauerlichen Orten trafen und einander Dokumente in die Hände gaben, die schreckliche Kriege verursachten oder abwendeten. Manchmal trugen sie Masken, und gelegentlich verwandelten sie sich in den Diener, der hinter dem Stuhl des fremden Spions stand und ihn fragte: »Weißwein oder Burgunder, mein Herr?« Dabei beugte er sich nach vorn und legte silberhelle Stahlfesseln um die Handgelenke des Übeltäters.

Durch den qualmenden Rauch seiner Pfeife sah er visionär mitternächtliche Begegnungen auf Kirchhöfen, er sah arme, unglückliche Mädchen unter falscher Anklage, die ihr Leben und ihre Freiheit am Ende dem schönen, jungen Detektiv verdankten - denn Bones war niemals ein gewöhnlicher Polizeibeamter.

Jetzt beendete er die Lektüre des Buches und zog einen Brief aus seiner Tasche, der für ihn mit Romantik umgeben war. Und diese Romantik breitete sich in einer großen Handschrift auf mauvefarbenem Papier aus, das schwach nach Rosen duftete.

Valentine Decarron und Leutnant Augustus Tibbetts hatten keine sehr schöne Handschrift und waren nach Bones Ansicht beide erhaben über gewisse orthographische Regeln. Dies hatte Bones schon öfters schweres Mißvergnügen bereitet, obwohl die junge Dame natürlich richtig schrieb, was er aber nicht anerkannte.

Es gab schreckliche Augenblicke für ihn, in denen er zweifelte und sich selbst Vorwürfe machte - Augenblicke, in denen er seine Feder zur Hand nahm, um diese merkwürdige Freundschaft schroff abzubrechen. Aber es lag ein so merkwürdiger Reiz in dieser Korrespondenz, es sprach eine solche Frische und Ursprünglichkeit der Ansichten aus diesen Briefen, daß sie ihn immer wieder anzogen und ihn ihren Mangel an Orthographie übersehen ließen.

Zum zwanzigstenmal legte er das Buch hm und zog den Brief heraus.

»Mein süßes kleines Naturkind«, murmelte er, als er ihn öffnete. Der Brief war vor sechs Wochen datiert.

»Lieber Freund«, begann das Schreiben, »ich kann es einfach nicht mehr ertragen, wenn ich an Sie denke, zu lebhaft steht es vor mir, und zu sehr drückt es mich nieder, wenn ich weiß, daß Sie allein sind, nur unter den Sternen des Himmels, der Wut der Elemente und all diesen blöden Dingen ausgesetzt! So werde ich Sie nun einmal überraschen -«

Bones lächelte.

»Tante denkt, daß ich verrückt bin, aber ich habe es schon immer tun wollen. Ich führe meinen Plan aus!!!«

»Eine impulsive Natur«, murmelte Bones nachsichtig, als er die Seite

umdrehte.

»Wenn Sie diese Zeile bekommen, bin ich schon auf dem Wege zu Ihnen - «

Bones hörte plötzlich auf zu lächeln.

»Ich schreibe dieses, damit es die schnellste Postverbindung erreicht. Ich verlasse Tilbury morgen früh.«

Ein kleiner zierlicher Vogel mit glänzendem blauen Gefieder flog zu Bones' Füßen nieder, legte den Kopf erst auf die eine, dann auf die andere Seite und schaute Bones an.

»Ich verlasse Tilbury morgen früh«, las Bones noch einmal langsam.

»Tchivitt, tchivitt!« piepte der kleine Vogel.

»Ja, singe nur, du kleiner Nichtsnutz!« sagte Bones bitter. »Da könnte man viel darüber singen!«

Er las den Brief wieder durch, dann erhob er sich unruhig.

»Hallo, Bones, sind Sie krank?«

Hamilton kam die Stufen der Veranda herunter, seinem Untergebenen entgegen. Der Ton seiner Frage zeigte, daß er aufrichtig besorgt war.

Bones schüttelte den Kopf, schwankte zu seinem Sitz und brach dort wie ein Häufchen Unglück zusammen.

Patricia reichte ihm eine Tasse Tee. »Hoffentlich haben Sie keine schlechten Nachrichten erhalten?«

Bones nickte traurig.

»Ist jemand krank?«

Er schüttelte den Kopf.

»Nun heraus damit, Bones«, sagte Hamilton bestimmt.

»Sprechen Sie sich aus!«

Bones schluckte, ließ den Kopf hängen, sah dann wieder auf, blickte zuerst Sanders, dann Patricia, endlich ihren Bruder an, zog die Stirne kraus und seufzte tief.

»Meine lieben, guten Freunde«, begann er, »in dieser netten alten Welt begeht ein Mensch schreckliche, unnütze, böse Dinge, ohne daß er daran denkt, was für ein niederträchtiger, böser, schuftiger alter Offizier er ist. Jeder tut's mal - Ham hat's getan -«

»Wenn es Ihnen guttut, falsche Anschuldigungen gegen mich in die Welt zu setzen, dann fahren Sie nur fort«, sagte Hamilton. »Was ist es, Bones? Reden Sie endlich!«

»Natürlich schickt sich das nicht für einen Offizier und Gentleman. Ich muß wohl meine Entlassung einreichen, am Beginn einer glänzenden Laufbahn -«

Er schluckte wieder.

»- aber mein lieber, guter Ham, ich hatte nicht die leiseste Absicht, leichtsinnig mit den zarten Gefühlen eines Mädchens der arbeitenden Klasse zu spielen -«

»Ach so, Bruch des Heiratsversprechens«, rief Hamilton. »O Sie vergnügungssüchtiger Hund!«

Bones hob die Hand in schwachem Protest. »Nein, Sir, nein - >einsamer Offizier<.«

Hamilton schaute ihn verdutzt an.

»Wollte niemandem etwas zuleide tun, Lieber, Guter«, fuhr Bones schnell fort, »es war doch nur ein Scherz.«

»Wollen Sie damit sagen«, fragte Patricia abgerissen, »daß Sie in eine Zeitung eine Annonce einsetzten, in der Sie sich selbst als einsamen Offizier beschrieben und nette Mädchen baten, Ihnen zu schreiben?«

Bones ließ den Kopf hängen.

Patricia lächelte. »Das ist doch aber gar nicht so schrecklich - wenn Sie ihr bloß nicht die Liebe erklärt haben!«

Der junge Mann händigte Patricia den Brief aus. »Lesen Sie«, sagte er mit zitternder Stimme. »Es sind keine Privatmitteilungen darin enthalten.«

Patricia las den Brief und staunte.

»Was, sie kommt hierher zu Ihnen - hierher!!!«

Nur Hamilton bewahrte seine Geistesgegenwart, als diese Bombe platze. Er rief nach der Ordonnanz, obgleich er wußte, daß der Besuch erst am nächsten Tage ankommen konnte.

»O Abibu«, sagte er, »lege noch ein Gedeck auf und stelle einen weiteren Stuhl an den Tisch!«

Nach dem Mittagessen wurde ein Familienrat abgehalten.

»Es ist eine sehr gute Adresse«, sagte Patricia. »Ich kenne Riverwoodhouse -«

»Womöglich ist sie eine Kammerzofe«, seufzte Bones. »O Gott, o Gott!«

»Warum denken Sie das?« fragte Hamilton.

»Sehen Sie sich doch mal die Handschrift an, mein Guter - und dann diese Rechtschreibung!«

»Ich gebe zu, das ist etwas exzentrisch«, sagte Hamilton ironisch, »aber Schrift und Orthographie sind doch nicht alles, Bones. Die andere Frage ist nur, was sollen wir hier mit ihr machen?«

Sanders, der sein Lachen unterdrückte und eine ernste Miene aufsetzte, hatte bis jetzt stillschweigend zugehört. Als sie ihn nun aber alle wie auf Kommando ansahen, als ob sie nur von ihm das Heil und die Lösung dieser Frage erwarten könnten, begann er zu sprechen.

»Es ist ganz klar, daß sie Bones nicht inmitten eines angenehmen, luxuriösen Lebens antreffen darf, wenn sie hierherkommt. Wir können dieses arme Mädchen doch nicht so furchtbar enttäuschen. Bones wird noch heute abend zu den unteren Isisi aufbrechen, wo die Lage genau so ist, wie er sie geschildert hat. Wenn wir die junge Dame nicht durch Überredung loswerden, dann können wir sie ja aussenden, ihn aufzusuchen.«

»Das leuchtet mir ein«, sagte Bones, und seine Züge hellten sich auf. »Soll ich die ›Zaire‹ nehmen oder die ›Wiggle‹?«

»Sie werden mit vier Ruderern im Kanu reisen«, sagte Sanders, »und werden ein Gewehr, Munition, einige Büchsen Fleischkonserven und wasserdichtes Zeug mitnehmen. Die Regenzeit hat eben begonnen, und ich glaube, die junge Dame kann Sie damit in einer Lage finden, die ihre schlimmsten Befürchtungen rechtfertigt, wenn sie darauf besteht, ins Land zu gehen.«

»Kann ich nicht wenigstens ein Zelt bekommen?«

»Allein unter den Sternen des Himmels, der Wut der Elemente und all diesen bösen Dingen ausgesetzt!« deklamierte Hamilton.

Bones war in niedergeschlagener Stimmung, als er beim nächsten Morgengrauen mit seinen Ruderern abfuhr. Ein feiner Nebelregen fiel nieder, der Morgenwind blies in kurzen, abgerissenen Stößen, als ob er nur darauf warte, seine volle Kraft einzusetzen, wenn sich Bones' Regenmantel hinten am Halse öffnete. Der Fluß hatte Wellen, und das Kanu stand schon halb voll Wasser, ehe Bones es überhaupt betreten hatte. Es war das älteste Boot, das sich auf der Station hatte auftreiben lassen, und Hamilton hatte mit großer Mühe die schlechtesten Ruderer ausgewählt, die er finden konnte.

Selbst den Luxus seines Dieners, des englischsprechenden Ali, versagte man ihm. Der dicke Mann saß zitternd am Ufer und fürchtete um seinen Herrn.

»Gut Glück, Bones!« sagte Hamilton, als er abfuhr. »Schießen Sie ein paar Tiger für mich, ich sammle so etwas!«

Bones war nicht in der Verfassung, darauf die rechte Antwort zu geben.

Nachmittags um vier Uhr kam der Passagierdampfer an, hielt auf der See

und signalisierte: Senden Sie ein Landungsboot.

Sanders, Hamilton und Patricia warteten am Ufer auf den Besuch.

»Ich hoffe, daß sie nicht zu schrecklich ist«, sagte das Mädchen. »Ich erwarte mir ein kleines, hübsches Londoner Mädel, das eine Hutmadel mit einem Uniformknopf von Bones trägt.«

»Ich glaube nicht, daß Sie sich irgendwelche Sorgen machen müssen«, lächelte Sanders. »Eine Kammerzofe lebt nicht in solchen Verhältnissen, daß sie sich auf ein so kostspieliges Unternehmen einlassen kann. Es besteht vielleicht eher die Gefahr, daß eine beherzte alte Jungfer ungewissen Alters ankommt, mit einem Papagei und mit einer persischen Katze, die alle Preise auf den heimischen Ausstellungen gewonnen haben.«

»Das wäre ja amüsant«, lächelte Hamilton. »Aber ich vermute, daß wir eine behäbige Witwe mit einer großen, runden Brosche zu Gesicht bekommen, die die Fotografie ihres verewigten Mannes stets bei sich trägt.«

Das Landungsboot tanzte auf den Wellen und näherte sich. Schließlich kam es in dem weißen Schaum der sich überschlagenden Wellen an Land. Einer der Ruderer hob eine junge Dame heraus und stellte sie auf den Sand. Sie hatte eine schlanke, elegante Gestalt und war ganz in Weiß gekleidet.

»Bones hat Glück!« murmelte Hamilton. »Das ist ja ein bildhübsches Mädchen!«

»Und eine Dame, wie ich sehe!« sagte Patricia.

Sanders war vorausgegangen, um den Besuch zu begrüßen. Sie nickte ein wenig und lächelte ihn freundlich an.

»Sie sind Distriktsgouverneur Sanders, nicht wahr?«

»Ja, das ist mein Name.« Er nahm ihre ausgestreckte Hand.

»Ich bin Miß Decarron«, sagte sie. »Wahrscheinlich sind Sie von meinem Kommen benachrichtigt.«

Sanders stellte die anderen vor, und die beiden Mädchen waren schnell miteinander bekannt, obwohl sie nur kurze Blicke wechselten. Sie gingen den Strand hinauf zur Residenz.

»Ich fürchte nur, Sie denken, daß ich schrecklich emanzipiert bin«, sagte Valentine und hörte plötzlich auf zu lachen. »Verzeihen Sie, ich mußte eben an meine Tante denken. Ich habe aber nur einen Plan ausgeführt, den ich mir in den Kopf gesetzt hatte, und ich machte mir gar nicht klar, wie entsetzlich unschicklich mein Vorhaben war, bis ich auf hoher See war. Mr. Tibbets ist nicht hier?«

Sie schien es für selbstverständlich zu halten, daß alle über sie Bescheid wußten, und ebenso, daß Bones nicht in dieser hübschen Umgebung wohnte.

»O nein«, sagte Hamilton, »Bones ist im Lande.«

»Bones?«

»Wir nennen ihn so«, erklärte Hamilton schnell, »weil - hm - weil - ja, weil es eine gute Abkürzung für Tibbetts ist.«

Sie sah sich in dem schönen Garten der Residenz um. Dann betrachtete sie das große, weiße Haus mit der kühlen, dunkelroten, schattigen Veranda.

»Nein, hier hält er sich nicht auf«, sagte sie dann wieder.

Sie war ein sehr nettes, hübsches Mädchen - Hamilton zog seinen Vorwurf zurück. Sie hatte einen lebhaften Sinn für Humor - und Patricia vergab ihr schon aus diesem Grunde. Und was nun gar Sanders anbetraf, so war er überhaupt nicht beleidigt, denn weiße Menschen mit offenem Blick, die ihm gerade in die Augen sahen und das sagten, was sie dachten, waren ihm lieb.

»Sehen Sie«, erklärte sie beim Abendbrot, »ich fühlte, daß es ein großes Abenteuer wäre, wenn ich plötzlich aus heiterem Himmel jemand überfiele, mit dem ich nur in Korrespondenz gestanden hatte. Einen einsamen Offizier, der ganz weit draußen auf dem äußersten Vorposten ausharrt. Ich empfand, daß ich etwas Ungehöhnliches tat.«

»Ja, das stimmt«, sagte Sanders. »Es tut mir tausendfach leid, daß Sie ihn verfehlt haben. Ich vermute, Sie wollen mit dem nächsten Dampfer wieder abfahren?«

Sie sah ihn an.

»Wenn ich Mr. Tibbetts sehen kann, bevor der nächste Dampfer abfährt, werde ich wieder gehen. Aber ich vergaß ganz!«

Sie öffnete eine kleine, moireseidene Tasche und zog daraus einen langen, blauen Briefumschlag hervor, der viermal gefaltet war. Ein amtliches Kuvert, gefaltet und gerollt, um es so klein zu machen, daß es in die Handtasche einer jungen Dame paßte, war es gerade kein erhebender Anblick. Es war an Sanders gerichtet, und er zog einen weißen Bogen daraus hervor, der ihm Miß Valentine Decarron besonders empfahl und ihn bat, für sie Sorge zu tragen und ihr behilflich zu sein.

»Was beabsichtigen Sie?« fragte er.

»Ich möchte ins Land gehen und Mr. Bones - Tibbetts« verbesserte sie sich schnell, »weil - glauben Sie - halten Sie mich für zu frei -«

»Gehen Sie nur ruhig zu ihm«, ermutigte sie Sanders.

»Sie sehen diese Sache nicht so wie andere Leute, Mr. Sanders. Sie stehen den Dingen zu nahe, und Sie sind mit den Umständen zu sehr vertraut. Aber Sie können sich gar nicht vorstellen, welcher große Unterschied zwischen dem Leben hier auf der Station besteht, wo Sie von einem gewissen Komfort

umgeben sind, und dem einsamen Leben, das ein Mann im - im -«

»Urwald«, ergänzte der Distriktgouverneur.

»Wenn Sie das bedenken, und Sie müssen es doch aus Erfahrung wissen, wie es ist - von jeder Art von Gefahr bei Tag und Nacht umgeben, inmitten wilder Stämme und reißender Tiere, vollständig verzweifelt und das Herz voll schreiender Sehnsucht nach einem anderen verstehenden Wesen! Ich vermute, er kommt manchmal hierher?«

»Manchmal«, sagte Sanders ernst.

»Wie muß dieser arme Junge sich freuen, wie muß sein Herz aufgehen bei diesem Wechsel von Licht und Finsternis«, sagte sie mit Tränen in den Augen. »Ich möchte ein wenig Freude in sein Leben bringen. Ich weiß, es ist schrecklich anmaßend von mir, Ihnen all das zu erzählen, aber ich will niemand tadeln - ich bin davon überzeugt, daß Offiziere solche Posten verwalten müssen. Ich will nur mich und meine Handlungsweise rechtfertigen.«

Sanders streichelte ihre Hand. (Patricia Hamilton schaute durch das Fenster.)

»Mein liebes, junges Fräulein«, sagte er. »Ein gütiges Herz hat seine Rechtfertigung in sich selbst. Morgen werden wir auf die Suche nach Bones gehen und ihn aus seinen tödlichen Gefahren befreien.«

»Sie lachen mich aus«, schmollte das Mädchen.

»So sehen Sie recht hübsch aus«, sagte Sanders.

»Wir werden Bones am Strom überfallen«, erklärte er später, als die junge Dame in ihr Zimmer gegangen war. »Er muß recht unordentlich und ungekämmt sein, um auch so auszusehen, wie sie sich ihn vorstellt.«

»Bones ist wirklich eine Landplage«, sagte Patricia Hamilton kühl. »Sie ist ein viel zu liebes Mädchen, als daß wir sie zum besten haben dürfen. Halten Sie sie für sehr hübsch?«

Sanders machte kein Hehl aus seinem Erstaunen und lachte vergnügt. »Hübsch? Ich vermute, daß es so ist«, gab er zu. »Sie ist eine recht liebenswürdige junge Dame.«

»Aber ist sie nicht hübsch?« fragte Patricia hartnäckig.«

»Ja, ich möchte sagen, daß sie es ist. Aber ich habe ein gewisses Ideal - der Himmel mag wissen, woher.« Bei diesen Worten lächelte er. »Es gefällt mir, wenn ein Mädchen groß, schlank und anmutig ist. Ich liebe die Augen, die dunkelgrau und stets zum Lachen bereit sind, und -«

»Ich fürchte, Sie gehen zu sehr ins Detail, Mr. Sanders«, lachte sie.

»Ist es denn hier so heiß?« fragte Sanders, als sie hinausgeilt war. »Ich glaube, Ihre Schwester sah etwas erhitzt aus -«

»Errötet ist das richtige Wort«, sagte Hamilton trocken.

»Sie beschrieben sie doch ganz genau.«

Hamilton hatte viel zu tun an diesem Tage, aber vor allem mußte er sich um die Vorbereitungen zu der Reise kümmern, denn es sollte eine Picknickpartie werden. Es mußten Hühner gebraten, Salate angerichtet und schmackhafte Speisen zubereitet und kaltgestellt werden. Noch nie hatte die ›Zaire‹ ihren Halteplatz zu einer Reise stromauf mit einer so fröhlichen Gesellschaft an Bord verlassen. Die Fahrt begann eine Stunde nach Sonnenaufgang, und bei Einbruch der Dunkelheit wurde Anker geworfen.

Die Nachrichten von Bones waren dürtig. Sie fanden seinen Lagerplatz, wo er die vergangene Nacht zugebracht hatte. Aber als sie diese Stelle erreichten, war der Tag schon weit fortgeschritten. Die schweren Regen im Lande hatten den Strom anschwellen lassen, und die kleine ›Zaire‹ kam in der Mitte des Flusses kaum schneller vorwärts als Bones' Kanu, das im seichten Wasser dicht am Ufer entlangfuhr.

Das gemeinsame Abendessen mit Bones konnte also leider noch nicht stattfinden. Valentine hatte auch kaum erwartet, daß man ihn gleich am ersten Tage treffen würde; sie war zufrieden mit ihrer überwältigenden neuen Umgebung.

Mit Patricia Hamilton teilte sie die beste Kabine, und es war ausgemacht, daß die Damen nicht eher gerufen werden sollten, als bis der Dampfer schon einige Zeit unterwegs war. Patricia lag wach und wartete darauf, das Geräusch des Schaufelrades zu hören, aber es waren nur Schritte oben an Deck zu vernehmen. Sie sah nach ihrer Uhr, es war schon acht. Sie erhob sich von dem Polstersofa und kleidete sich schnell an. Das Mädchen, das im Bett lag, drehte sich um.

»Ist irgend etwas passiert?« fragte sie.

»Ich glaube nicht, vielleicht kann man nicht gegen die Strömung fahren. Wir heizen mit Holz, und manchmal ist es schwierig, die nötige Hitze unter dem Kessel zu entwickeln. Ich werde einmal nachsehen und komme dann zurück, um es Ihnen zu sagen.« Sie fand ihren Bruder und Sanders in ernster Unterhaltung mit einem Eingeborenen, und an ihren finsternen Mienen konnte sie sehen, daß etwas Außergewöhnliches vorgefallen war.

»Das ist eine recht unangenehme Entwicklung«, sagte Hamilton. »Komm einmal her.«

Er führte sie zur Seite an die Reling und zeigte über das Wasser. Der Große Strom ist an dieser Stelle über eine Meile breit; gewöhnlich sind die

Ufer von hohem Gras eingefaßt, und dahinter liegt ein Dschungel von Sträuchern und Unterholz, der die Gestaltung des dahinterliegenden Landes vollkommen verbirgt. Aber hier war das Gras verschwunden, die braune Erde trat sichtbar zutage, und man konnte quer über eine parkähnliche Ebene zu einer Gruppe entfernter Bäume sehen.

»Nimm mein Glas«, sagte Hamilton, »und sieh nach links auf den großen, massigen Gummibaum. Kannst du dort etwas sehen?«

»Es bewegen sich dort Gestalten«, sagte sie. »Wie viele?« fragte Hamilton.

»Ungefähr ein Dutzend!« antwortete Patricia. »Was ist es?«

»Schau genau hin«, ermahnte Hamilton, »dann wirst du nicht ein Dutzend, sondern zwei- bis dreihundert sehen.«

»Ach«, sagte das Mädchen erregt, »das sind Elefanten! Ich habe sie noch nie in der Wildnis gesehen. Werdet ihr Jagd auf sie machen?«

»Es wird schwierig sein und auch sehr gefährlich, zu ihnen hinzukommen. Der Boden sieht eben aus, ist aber sehr zerklüftet, und wir sind windwärts. Nun weiter nach links - dort siehst du einen großen Baum.«

»Ja, ein großer Vogel oder sonst etwas sitzt in den oberen Ästen!«

»Das ist Bones«, sagte er grimmig. »Soviel wir vermuten können, haben die Elefanten ein Dorf angegriffen und die Felder und Gärten niedergetrampelt. Bones kam gerade in die Gegend, die Einwohner riefen ihn zu Hilfe, und er ging mit einem Schnellfeuergewehr an Land. Mit ein paar minderwertigen Trägern griff er dann die Herde an. Wir hörten eben von diesem Mann hier, daß die Elefanten ihn ungefähr fünf Meilen weit jagten, bis er einen Baum fand, den sie nicht umlegen konnten.«

»Warum lief er denn nicht in den Wald?« fragte Patricia. »Konnte er sich dort nicht verbergen? Diese Wälder sind doch so dicht.«

»In den Wäldern«, sagte Hamilton fast schadenfroh, »leben viele kleine Kerle, die nur etwa so groß sind« - dabei zeigte er mit der Hand -, »die haben wir niemals ganz gezähmt. Sie haben Blasrohre, aus denen sie Pfeile mit vergifteten Spitzen schießen. Und Bones tat ganz gut, daß er nicht in die Wälder ging.«

»Armer Bones«, sagte Patricia mitleidig, »es geht ihm wirklich schlecht.«

»Du würdest besser tun, zu frühstücken und Miß Decarron zu wecken«, meinte Hamilton. »In zehn Minuten werden wir abfahren, um etwas zu seiner Hilfe zu unternehmen.«

Valentine kam an Deck, und man erzählte ihr die Geschichte in einer für Bones sehr ehrenvollen Weise. Sie hatte den Eindruck, daß er die Herde

gejagt hatte und nun auf den Baum geklettert war, um ihren Rückzug zu beobachten, daß aber gerade in dieser unglücklichen Situation die Elefanten große Verstärkung erhalten hatten.

Sie wurde blaß. »Wie furchtbar!« rief sie aus. »Können Sie denn nicht Leute ausschicken, um die Elefanten zu schießen?«

»Ich glaube, daß die Elefanten die Leute bald zurückjagen würden«, sagte Sanders höflich. »Sie sehen ja, dies sind keine zahmen Tiere. Wir können nur dadurch helfen, daß wir mit Schrapnells auf die Herde schießen und Bones so die Möglichkeit geben, zu entkommen.«

In der nächsten Viertelstunde war Miß Valentine Decarron Zeugin eines merkwürdigen Kampfes. In ihren Gedanken hatte sie sich schon daran gewöhnt, die Sache als einen täglichen Vorfall im Buschleben anzusehen. Die Geschütze krachten unheimlich, man sah, wie die Schrapnells über der Herde in kleinen weißen Wolken zerplatzen.

»Sie ziehen ab«, sagte Hamilton, der dauernd durch sein Glas beobachtete. »Jetzt schwenken sie nach rechts.« Er wandte das Glas auf den Baum. »Bones ist schon unten auf der Erde. Wenn sie nicht Wind von ihm bekommen und wenn wir sie beschäftigen können, dann kann er entkommen. Feuere weiter, Ahmet!«

Die Geschütze brüllten furchtbar, und die grauen Massen der dicken Tiere bewegten sich langsam nach Norden. Aber von Bones sah man in diesem Augenblick nichts. Plötzlich stockte die Bewegung der Herde.

»Sie haben ihn doch gewittert«, sagte Hamilton. »Lege Sperrfeuer zwischen Leutnant Tibbets und die Herde, Ahmet!«

Der Knall der explodierenden Schrapnells wurde stärker, aber obgleich die Geschosse nun zwischen den Elefanten und Bones platzten, löste sich eine Gruppe von ungefähr zehn Bullen zu einem wütenden Angriff von den anderen ab. Sie schwangen ihre Rüssel, und man konnte ihre aufgeregten Trompetenstöße trotz des Krachens der Geschütze hören. Sie kamen näher und näher.

»Jetzt kommt er zum Ufer«, sagte Hamilton. »Dort ist er!«

Der vorderste Elefant war noch fünfzig Meter von Bones entfernt und der Zwischenraum zwischen ihnen wurde immer geringer. Es sah fast so aus, als ob Bones und der Elefant das Ufer zu gleicher Zeit erreichen würden. Bones sprang - der Rüsselschlag des riesigen Tieres traf nur um weniges zu kurz. Bones tauchte sofort im Strom unter.

»Kommt ihm mit dem Kanu zu Hilfe!« rief Sanders.

Eilig stürzten die Rüderer in das Boot, das an der Seite der »Zaire« mit Stricken festgebunden war.

»Jetzt ist er in Sicherheit«, sagte Hamilton beruhigt.

»Aber was ist das?« fragte das erschrockene Mädchen an seiner Seite.

»Ach, das -« sagte Hamilton. »Das ist nur ein Strudel. Es -«

Dicht bei ihm war ein Gewehrstand, er ergriff hastig eine Flinte, lud, riß die Waffe an die Schulter und feuerte. Denn neben Bones entstand ein unverkennbares Kräuseln der Wasserfläche.

»Ein Krokodil!« schrie Hamilton.

Das Kanu war jetzt mitten im Strom. Die Ruderer arbeiteten mit äußerster Anstrengung. Valentine sah, wie der Kopf des Krokodils aus dem Wasser ragte, wie es immer näher kam, den Rachen öffnete. - Dann verbarg sie ihr Gesicht an Patricias Brust.

»Geschnappt!« sagte Sanders.

Ein Explosivgeschoß traf den Kopf des großen Reptils, ein bläulicher Blitz leuchtete auf. Der Schädel des Krokodils wurde auseinandergerissen, und es sank unter. Man sah das Aufschäumen des Wassers an der Stelle.

Einige Minuten später holte man Bones an Bord. Er hatte einen Schuh verloren, und ein Hosenbein war ihm bis zum Knie abgerissen. Seinen Rock hatte er ausgezogen und fortgeworfen, sein Hemd hing in Fetzen herunter und war schwarz vor Schmutz. Eine lange Locke fiel ihm über die Stirn tief ins Gesicht, und Valentine Decarron blickte mit Ehrfurcht und Verwunderung auf ihn.

»Dies ist Mr. Tibbetts, unser einsamer Offizier«, stellte Hamilton ihn mit ernstem Gesicht vor.

Sie streckte ihre Hand aus und drückte seine nasse Pfote.

»Ich bin so froh«, sagte sie atemlos.

»Freue mich, Sie kennenzulernen«, sagte Bones vergnügt.

Es gehörte wirklich viel dazu, ihn aus der Fassung zu bringen. »Ich hoffe, Sie haben sich nicht aufgeregt - solche kleinen Dinge wie dies gehören nun einmal zu unserer netten Beschäftigung!«

»Jeden Tag?« fragte sie mit offenem Mund.

»Jeden Tag, mit Ausnahme von Sonnabend!« antwortete Bones.

Legenden

»Mit Bones ist etwas nicht in Ordnung«, sagte Captain Hamilton kopfschüttelnd.

Patricia Hamilton schaukelte in ihrer Hängematte, die man auf der großen Veranda für sie angebracht hatte. Sie lachte beifällig und verscheuchte eine zudringliche Elefantenfliege mit dem Wedel. Dann ließ sie ihre Blicke lebhaft umherschweifen und suchte angestrengt nach dem jungen Mann, der ihrem Bruder soviel Kopfzerbrechen bereitete.

Aber Leutnant Tibbets war nicht sichtbar. Heute war Post gekommen, und da er einen sehr umfangreichen Briefwechsel hatte, saß er in der brühheißen Atmosphäre seiner Hütte. Feierlich hockte sein Diener zu seinen Füßen und versah die Funktion eines Papierkorbes.

»Bei Bones ist immer eine kleine Schraube los«, sagte Patricia vergnügt. »Verrückte Ideen sind ihm so notwendig wie frische Luft zum Atmen. Sie sind seine Beruhigungsmittel, ersetzen ihm Kinder und Familie. Was ist denn jetzt wieder mit ihm los?«

Aber Hamilton schüttelte nur den Kopf.

»Sprechen Sie von Bones?« fragte Sanders, der von Kopf bis zu Fuß, von der Spitze seines Tropenhutes bis zu seinen Tuchschuhen, tadellos weiß gekleidet war. Er trat auf die Veranda heraus.

»Er hat sicher wieder irgend etwas vor«, erklärte Hamilton.

»Wann immer ich in letzter Zeit in seinen Raum trat, saß er und schrieb wie eine kleine Dampfmaschine. Sobald er mich aber sah, drehte er das Papier um, und zwar so auffällig, daß es höllisch beleidigend wirkte. Er überhört natürlich mit sanftem Gleichmut jede Frage nach seiner Beschäftigung.«

»Vielleicht schreibt er ein Buch?« warf Patricia ein.

»Natürlich«, sagte ihr Bruder. »Aber ich möchte gern wissen, was das für ein Buch werden soll.«

Sanders lächelte, als er sich in einem tiefen, bequemen Rohrsessel niederließ. »Darauf kommt es ja nicht an«, sagte er gleichgültig. »Es wird dasselbe Schicksal haben wie: ›Wer ist der Held der Küste?‹ oder ›Wilde Stämme, die ich unterwarf‹ oder ›Allein unter den Kannibalen Afrikas‹, um nur einige seiner berühmten Werke zu nennen. Soweit ich Bones kenne, hat er sein Thema in zehn Seiten erschöpft, und dann wendet er sich einem neuen Problem zu.«

»Fragen Sie ihn doch«, sagte Patricia und zeigte mit dem Kopf nach dem Exerzierplatz.

Bones kam mit langen Schritten über den freien Platz heran, eine große Mappe unter dem Arm und einen etwas kleineren schwarzen Flecken in der Gegend seiner linken Brust. Er hatte nämlich seinen Füllfederhalter in die Brusttasche seiner schneeweissen Uniform gesteckt, aber leider nicht auf die gedruckten Anweisungen geachtet, die jedem solchen Instrument beigelegt werden und den Inhaber ermahnen, a) stets die Deckhülse fest über der Feder zuzuschrauben und b) den Halter nicht verkehrt einzustecken.

Aber Bones hatte ein leichtes Gemüt, und sein Geist war eifrig bei der Arbeit. Er war mit sich selbst und der Welt sehr zufrieden, am meisten aber natürlich mit sich selbst. Soeben war nämlich mit der Post ein Brief eines Verlegers eingetroffen: »Die beiden Anfangskapitel Ihres beabsichtigten Werkes finden unseren vollsten Beifall, und wir würden uns sehr freuen, das Buch zu veröffentlichen. Die Bedingungen wollen Sie bitte aus dem beigelegten Vertragsentwurf entnehmen.« Dieser »beigelegte Vertragsentwurf« war ihm allerdings ein etwas unverständliches Dokument, in dem von seiner Person nur gesprochen wurde als »hierin später der Autor, auf Seite 1 genannt«.

Aber um bei der Wahrheit zu bleiben, die Sache hatte auch einen Haken; denn das Manuskript, das nach Bones' Meinung einen hübschen, starken Band ausmachte, enthielt nicht viel mehr Text als etwa vierzig Druckseiten. Glücklicherweise hatte er bereits einen zweiten ähnlichen Band begonnen, und das neue Thema konnte die bereits eingesandten Kapitel fortsetzen.

Aber da war noch ein zweiter Haken. Es fehlte ihm an Stoff, und er war schon gezwungen gewesen, eine Geschichte zum zweitenmal in anderer Aufmachung zu erzählen, und dann hatte er sich sogar genötigt gesehen, seine Zuflucht zu dem Werk eines anderen Autors zu nehmen, das einen ähnlichen Gegenstand behandelte.

Aber an diesem Morgen hatte Bones eine gute Idee - einen wirklichen genialen Gedankenblitz. Deshalb strahlte er auch vor Glück. Schließlich lag der Große Fluß ja weit ab von dem Gesichtskreis der Buchkritiker, und das Land und seine Bevölkerung waren wenig bekannt.

»Sie sind wohl sehr mit sich zufrieden?« fragte Hamilton.

»Mein lieber, guter Vorgesetzter«, sagte Bones gutmütig, »ich habe aber auch guten Grund dazu. Wenn es mir erlaubt ist, einige unmaßgebliche Bemerkungen meinem verehrten Captain gegenüber zu machen -«

»Sie haben wohl ein japanisches Buch über Höflichkeit gelesen?« fragte Hamilton ironisch.

Bones verneigte sich. »Sammle immer Tatsachen. Dafür habe ich eine Leidenschaft, mein Lieber, ob sie nun gediegen, gelungen, großartig, gesund...«

»Oder gestohlen!« vollendete Hamilton die dichterische Reihe, als Bones eine Pause machte.

»Tatsachen haben immer einen großen Eindruck auf mich gemacht«, fuhr Bones fort. Er lehnte in gnädiger Pose am Geländer der Veranda. »Ich erinnere mich, als ich noch ein kleiner Junge war...«

»Wenn Sie die Absicht haben, uns Ihre niederträchtige Lebensgeschichte zu erzählen, empfehle ich mich«, sagte Hamilton. »Aber da wir nun einmal darüber sprechen, Bones, wovon handelt denn Ihr großes Werk?«

Bones machte ein ganz unschuldiges Gesicht.

»Großes Werk, lieber Freund?« fragte er.

»Worüber schreiben Sie?«

»Ach so!«

»Spielen Sie doch nicht immer den Geheimnisvollen, Bones«, bat ihn Patricia. »Wir sterben doch alle vor Neugierde!«

»Mein liebes, gutes Fräulein«, sagte er herablassend. »Ihnen kann ich nichts abschlagen. Wenn Sie mir sagen, daß ich in diesen gräßlichen Fluß springen oder auf den höchsten Ast dieses Baumes klettern soll, dann würde ich Ihren Befehlen wie ein geölter Blitz nachkommen.«

»Nun reden Sie endlich«, sagte Hamilton gelangweilt.

»Ich schreibe ein Buch«, begann Bones, »über sonderbare Dinge, die Sie an diesem Großen Fluß erleben.«

»Ach, das ist es«, unterbrach ihn Hamilton enttäuscht. »Ich wußte nicht, daß es eine Autobiographie werden sollte.«

Bones verneigte sich vor Patricia und grüßte seinen Vorgesetzten durch Anlegen der Hand.

»Beleidigend und unhöflich bis zum äußersten, mein Herr und Gebieter!« sagte er und schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. »Sie töten das warme Vertrauen, das Ihnen ein junges Herz entgegenbringt, durch eisige Kälte, Sie morden seine liebenswürdige Gutmütigkeit, mit der es Ihnen seine Geheimnisse enthüllt, Sie vernichten mit einem kalten Wasserstrahl den Enthusiasmus und die Begeisterung eines ringenden jungen Künstlers - ich habe meinen Worten nichts mehr hinzuzufügen, mein Herr. Zu gegebener Zeit werden Sie von meinem Verleger hören.«

Er grüßte wieder militärisch steif und ging in das Innere des Bungalows.

Für den Rest des Nachmittags begegnete er seinem Vorgesetzten mit eisiger Höflichkeit, aber gegen Abend taute er wieder auf, und Hamilton bemerkte zu seiner Überraschung, wie Bones versuchte, Distriktsgouverneur Sanders auszuhorchen.

Sanders war aber ein sehr verschlossener Mensch, und es war schwierig, etwas aus ihm herauszubringen. Obwohl er Bände mit den merkwürdigsten Erfahrungen hätte füllen können, sprach er doch nie von seinen Erlebnissen und erzählte nur selten von seiner bewegten, abenteuerlichen Karriere. Gewöhnlich respektierte man seine Zurückhaltung, aber an diesem Abend plagte ihn Bones aus irgendeinem Grund mit zahllosen Fragen. Ist es richtig, daß die Eingeborenen am oberen Lauf des Stroms nur mit der linken Hand Salz essen? Was ist das eigentlich für eine Geschichte mit den N'gombi und der Tigerkatze? Und warum wird dieses Tier nie von ihnen gejagt oder getötet? Besonders war er begierig, etwas von den Legenden zu erfahren, die bei den abergläubischen Akasava umgingen.

»Warum, zum Teufel, wollen Sie das alles wissen?« fragte Sanders, nachdem er eine Stunde lang den endlosen Fragen standgehalten hatte. »Für gewöhnlich sind Sie doch nicht so wißbegierig über diese Dinge, Bones!«

»Das kommt nur daher, daß er das Buch schreibt«, sagte Hamilton. »Bones, ich habe Sie durchschaut!«

Bones errötete, wurde ein wenig verwirrt und gestand schließlich mit einem verlegenen Lächeln die Sache ein.

»Tatsächlich, liebe, gute Exzellenz, obgleich ich eine ausgedehnte, umfassende Kenntnis der netten Gebräuche und Gewohnheiten der Flora und Fauna besitze, wie ich wohl sagen kann, so weiß ich doch«, gab er artigerweise zu, »daß es viele feine, kleine Geschichten gibt, die ich nicht kenne und die Sie, verehrte Exzellenz und väterlicher Freund, gesammelt haben.«

»Und deshalb zapfen Sie nun den Distriktsgouverneur dauernd an, Sie niederträchtiger Mensch!« sagte Hamilton rauh.

»Ich bin ein Historiker, lieber, alter Griesgram«, sagte Bones mit einer leichten Geste.

»Sie sind ein Räuber!« erwiderte Hamilton.

»Und Sie sind ein Gentleman!« sagte Bones mit außergewöhnlicher Höflichkeit.

Tatsächlich hatte Bones versucht, den richtigen Weg einzuschlagen. Er hatte selbst seine lebhafte Phantasie unterdrückt, um die Rolle eines echten Historikers zu spielen.

Als er zwei Tage später nach dem Gebiet der Akasava aufbrach, um die

Hüttentaxe einzusammeln, wusch er seine Hände in Unschuld und wälzte ganz zu Unrecht alle Verantwortung für die Folgen seines leichtsinnigen Handelns auf Hamiltons Schultern.

Er war drei Wochen unterwegs und kehrte von seiner Reise vergnügter und in gehobenerer Stimmung zurück als jemals, und Hamilton konnte sehen, daß er eine dicke Mappe zurückbrachte, in der er allerhand Aufzeichnungen bewahrte.

Sanders erinnerte sich zu Bones' Nachteil daran, als einige Wochen später Klagen an ihn gelangten, daß der Steuereinnehmer sich Unregelmäßigkeiten habe zuschulden kommen lassen. Einige Dörfer hatte Bones nämlich in seiner Unachtsamkeit ganz und gar übersehen.

Glücklicherweise rief man Sanders zu einem eigenartigen Palaver nach Norden, so daß er die Fehler des Leutnants Tibbets auf dem Wege leicht ausgleichen konnte.

Aber es war nicht allem das Bewußtsein seiner Unterlassungssünden oder die Erinnerung an Hamiltons Sarkasmus, was Bones so bedrückte, als er am Ufer stand und der »Zaire« nachschaute, die in das Innere des Landes abdampfte.

Der Sturm, der von den Bergen aus dem Lande des Alten Königs kam, war ganz außergewöhnlich heftig. Die ziegelroten Wolken hingen so niedrig, daß sie die Wipfel der Bäume zu berühren schienen, und wirbelten wild durcheinander. Die Blitze zuckten bläulich auf, und das Gepolter und Krachen des Donners war betäubend.

Distriktsgouverneur Sanders stand auf der Kommandobrücke der »Zaire« und beobachtete das herannahende Unwetter. Er hatte seine Vorbereitungen getroffen. Das kleine Schiff war am Bug und am Heck an dem mit Bäumen bestandenen Ufer mit Tauen befestigt, und er hatte die Stahlrossen vorsichtshalber verdoppeln lassen. Alle Sonnensegel waren eilig abgenommen und verpackt, die Deckstühle in leere Kabinen gebracht, die beiden Schnellfeuergeschütze mit wasserdichten Überzügen versehen worden, und auch die Munitionskästen waren festgemacht und mit Segeltuch überzogen.

Gleich würde M'shimbain'shamba, dieser mächtige Sturmteufel, heranbrausen und eine Sintflut von Regen mit sich bringen.

Sanders stieg die Verbindungsleiter zum Stahldeck hinunter und nahm seinen Weg durch umherstehende Eingeborene zum Maschinenraum - das heißt zu einem offenen Platz, der gegen die Wucht der Elemente durch eine Kanevasdecke geschützt war. Er schaute nach dem Manometer und nickte befriedigt.

»O Yoka«, sagte er in Bomongo, »gleich kommt mein Herr M'shimbain'shamba, und ich glaube, er wird recht stark wehen. Deswegen sollst du soviel Dampf im Kessel haben, daß du den Zug in den Stahlrossen mindern kannst.«

»Großer Herr«, erwiederte Yoka mit Schrecken und Entsetzen im Gesicht, »ich fühle in meinem Bauch, daß das kommende Unwetter das Ende der Welt sein wird.«

Sanders schaute seinen Maschinisten mit einem forschenden Blick an. Dieser zitternde Mann war nicht mehr der Yoka, den er von früher her kannte. Sein Kopf war herabgesunken, seine Schultern zusammengekrümmt, und über die Muskulatur seiner breiten, mächtigen Brust lief ein nervöses Zucken.

Für gewöhnlich kümmert sich der Eingeborene überhaupt nicht um Naturereignisse. Die Geschichte des Forschungsreisenden, der auf den einfachen Eingeborenen Eindruck macht, indem er eine Mondfinsternis benutzt, um seine Macht zu zeigen, ist erlogen und erfunden, weil die Eingeborenen seit Hunderten von Generationen Mondfinsternisse beobachteten und ihre eigenen Erklärungen für diese Naturerscheinungen haben.

Was nun gar Gewitterstürme betrifft, die so häufig in der Regenzeit auftreten, so ist kein Eingeborener irgendwie besonders von ihnen überrascht, es sei denn, daß durch sie unwiderleglich die Existenz von M'shimbain'shamba bewiesen wird. Und Yoka hatte schon viele solche Gewitterstürme erlebt und nie Interesse oder Aufregung bei ihrem Ausbruch gezeigt.

Sanders stellte keine weiteren Fragen, sondern kehrte zum oberen Deck zurück. Nachdem er noch einmal alles nachgesehen hatte, zog er sich in seine Kabine zurück und verriegelte die Schiebetür fest.

Durch das dicke Glas der Fensterscheiben beobachtete er, wie sich der Gewittersturm näherte. Er sah, wie sich die großen Bäume bogen, bis sie zusammenkrachten, wie der Strom sich mit wilden, weißen, wälzenden Wogen bedeckte und wie ein großer Vogel hilflos vom Wind einhergetrieben wurde. Er versuchte sich auf einen Sturm von ähnlicher Stärke zu besinnen, und er konnte leicht ein halbes Dutzend aufzählen. Da war das Unwetter im Jahr 1912, bei dem der Missionsdampfer kenterte. Dann der große Sturm im Hungerjahr, der die »Zaire« unvorbereitet überraschte. Die eine Stahlrosse, an der sie damals befestigt war, riß wie ein einfacher Bindfaden. Sanders konnte keine Erklärung für diesen Schrecken und diese Aufregung finden, die er nicht nur bei Yoka, sondern auch bei seiner ganzen Eingeborenenbesatzung beobachtet hatte. Der Regen schlug mit voller Gewalt auf, stürzte tosend gegen die Fenster der Kabine und kam in solchen

Mengen aus allen Windrichtungen, daß die Welt draußen vollständig unsichtbar wurde und das Glas seine Durchsichtigkeit verlor. Das Heulen des Sturm es war entsetzlich und schreckenerregend. Die »Zaire« rüttelte an ihren Stahlketten, bäumte sich auf, stampfte und zitterte. Der Himmel war mit schwarzen Wolken bedeckt. Das kleine Schiff wurde von den unheimlich aufleuchtenden, fahlen Blitzen eingehüllt. Sanders sah im undeutlichen Licht einen großen Baum am Ufer, der plötzlich aufflammte, von einem Blitzstrahl getroffen, und krachend zusammenbrach. Aber solche Dinge hatte er früher oft genug beobachtet. Das Ungewitter erregte sein Interesse weniger als Yokas Furcht, von dessen Nerven so oft sein Leben abhing. Denn Yoka war nicht nur Maschinist, sondern auch Steuermann, der ohne jedwede Karte die »Zaire« wohl tausendmal nur durch sein instinktives Gefühl durch die gefährlichen Kanäle des Stromes gelenkt hatte.

Die Blitze wurden spärlicher, der Sturm legte sich wieder und stieß und rüttelte nicht mehr an seiner Kabinetür. Der Wolkenbruch ging in einen gleichmäßigen Landregen über, der senkrecht herabfiel. Sanders öffnete die Tür und ging hinaus. Er trug einen Südwesten und war vom Hals bis zu den Füßen in einen Regenmantel eingehüllt.

Das Ankertau hatte gut gehalten, das Unwetter war vorübergegangen, ohne der »Zaire« auch nur den geringsten Schaden zuzufügen. Distriktsgouverneur Sanders schaute den Strom hinab und konnte ohne große Mühe die Richtung des Wirbelsturms verfolgen; denn er hatte eine Spur von mehr als vierzig Meter Breite durch den Urwald gezogen. Gestürzte und entwurzelte Bäume markierten den Weg, den M'shimbain'shamba genommen hatte. Er ging auf das untere Deck, um nach Yoka zu sehen, der ein bedauernswertes Bild bot und zitterte, als ob er von einem schweren Fieber befallen wäre.

»O Yoka«, sagte Sanders freundlich, »dieses Unwetter ist vorüber, und die Welt besteht noch. Nun sage mir, warum hast du wie ein armes, altes Weib gejammt - oder muß ich mir einen anderen Maschinisten suchen?«

Yoka nahm die Hände vom Gesicht, erhob sich unsicher und sah Sanders betroffen an. »O Herr«, sagte er mit zitternder Stimme. »Es heißt, daß die Welt untergeht, wenn M'shimbain'shamba neun Tage nach Vollmond kommt.«

»Wer hat das gesagt?« fragte Sanders neugierig.

Niemand hatte größere Kenntnisse von den Mythen und Legenden der Eingeborenen als er, aber von dieser Geschichte wußte er nichts.

Der Mann zögerte. »O Herr«, sagte er, »das ist eine alte Weissagung, die jedermann kennt, sogar Tibbetti, der sehr klug ist und mit allem Glauben und den Gewohnheiten der Leute am Großen Strom vertraut ist.«

Sanders war verdutzt und unangenehm berührt, denn die Gewohnheiten der Eingeborenen, ihre Mythen, Fabeln und Legenden hatte er zu seinem Lebensstudium gemacht. Er glaubte alle Geschichten, die M'shimbain'shamba betrafen, zu kennen. Er wußte, daß der Sturmteufel niemals eine schwarze Ziege tötete und daß er eine sonderbare Achtung vor fliegenden Hunden hatte. Auch war der Gott linkshändig und bewegte sich deshalb immer von rechts nach links. Dörfer, deren Wohnhütten nicht näher als fünfzig Schritt vom Ufer lagen, verschonte er. Auch ging M'shimbain'shamba an allen vorüber, die ihre Hände unter den Achselhöhlen verbargen. Aber eine Legende, die den Sturmgod M'shimbain'shamba mit dem Untergang der Welt in Zusammenhang brachte, hatte Sanders noch nicht gehört.

Er beschäftigte sich in seinen Gedanken nicht mehr weiter mit diesem seltsamen Vorfall und widmete sich mit ungeteilter Aufmerksamkeit der Fortsetzung seiner Reise. Er wurde an diesem Abend in Busulu erwartet. Dieser Ort lag zwanzig Meilen stromaufwärts, und er hatte nur noch vier Stunden Tageslicht, um diese Entfernung zurückzulegen. Er konnte nicht warten, bis der Regen aufhörte, denn der Fluß hatte zu dieser Zeit eine Geschwindigkeit von sieben Knoten in der Stunde.

Er stellte sich neben den Mann, der Yoka am Steuerrad half. Ein Dutzend Leute schwammen zur Küste, lösten die Ankertaue, kamen platschend an Deck zurück, und Sanders stellte den Maschinentelegrafen auf »Vorwärts«. Später kam Yoka wieder, um seinen Gehilfen am Steuerrad abzulösen. Er hatte sich beruhigt und schämte sich nun. Sein Stillschweigen war das beste Zeichen für seine Zerknirschung. An der Stelle des Flusses, wo drei kleine Inseln die Fahrrinne teilten, lag das Dorf Busulu am äußersten Ende einer kleinen Bucht, die wahrscheinlich durch den Anprall der Strömung gebildet war und einige hundert Meter landeinwärts reichte. Es hatte eine ungewöhnliche Lage, denn es stand auf den Abhängen eines der wenigen Hügel, die man im Stromlande antraf.

Busulu war eine musterhafte Niederlassung der Akasava und eine reiche Ortschaft; denn in dem Hügel befand sich eine kleine, aber reichhaltige Eisenader. Und die Akasava hatten ebenso wie die N'gombi den Ruf, daß sie tüchtige Schmiede seien.

Die »Zaire« bog in die kleine Bucht ein, landete, und Sanders stieg unmittelbar darauf an Land. Denn wenn er nicht gewußt hätte, daß das Palaver eine wichtige Angelegenheit war, so hätte ihm die Gegenwart des Dorfoberhauptes und der Zusammenlauf der schweigenden Menge, die sich hinter den Ältesten versammelt hatte, das bewiesen.

Er nahm Korn und Salz aus den ausgestreckten Händen des Häuptlings

Katu entgegen und ging geradenwegs zu dem Palaverplatz unter den weitausladenden Ästen eines uralten Baumes. Die Menschenmenge folgte ihm langsam und verteilte sich ohne Lärm und Unruhe auf ihre Plätze, ihrem Range gemäß. Bevor der Häuptling seine unvermeidliche Ansprache begann, hockte sich die Bevölkerung des ganzen Dorfes in einem Halbkreis um ihn.

»O Herr«, sagte Katu, »wir sind einfache Leute, und weil diese Angelegenheit zu groß für uns ist, haben wir nach dir gesandt, da wir deine Weisheit kennen. Denn du machst Wege in das Dickicht törichter Meinungen und zerstörst mit Feuer die Hütten, die Geheimnisse bergen. Es ist den ganzen Strom hinauf und hinab allgemein bekannt, daß ein Mann mit fünf Töchtern, der keine Söhne zwischen ihnen hat, ein großer Zauberer ist. Wenn er seine Augen auf die Ernte seines Nachbars richtet, so verdorrt sie, blickt er auf Hühner, so legen sie keine Eier, und Schweine werden zu Tode krank. So bleibt er ein Zauberer und verbreitet Unheil bis zu seinem Tode, oder bis seine fünf Töchter von derselben Mutter Sklavinnen eines Mannes werden von einem Neumond bis zum Schwarzmond und ihm dienen, indem sie sein Essen kochen und während dieser Zeit seinen Garten hüten. Wenn der Mann dann in diesem Monat weder liebevoll auf sie schaut, noch sie oder auch nur eine von ihnen zum Weibe nimmt, dann ist der Zauber gebrochen.«

Sanders horchte auf. Alle seine Sinne waren gespannt. Das zweitemal hörte er von einem Aberglauben, der ihm vollständig unbekannt war. Das konnte kein Zufall sein, und trotzdem -.

»Das ist etwas ganz Neues für mich, Katu«, sagte er ruhig. »Denn obgleich ich viele Jahre unter euch gelebt habe, hörte ich noch niemals von einer solchen Verzauberung. Aber erzähle mir das Ende dieser Geschichte.«

»O Herr«, sagte Katu nach einer Pause, »unter unseren Leuten haben wir einen Mann gefunden, der Fischer ist und bei dem Teich des Weißen Geistes wohnt. Dieser Mann hat fünf Töchter von einer Frau und keine Söhne zwischen ihnen. Das ist sehr seltsam, und ich habe so etwas vorher nie gehört, weder am einen Ende des Stromes, noch am anderen, und ich bin ein alter Mann. Meine Leute haben diesen Fubeli gefangengenommen und wollten ihn töten. Und da ich ein kleiner Häuptling bin, habe ich nicht genügend Ansehen über sie. Aber als ich nach dir sandte, haben sie ihre Hände von ihm genommen.«

»Ich will diesen Fubeli sehen«, sagte Sanders.

Sie brachten einen Mann vor ihn, dessen Handgelenke mit Stricken zusammengebunden waren, einen niedergeschlagenen, verwirrten Mann, der seinen Kopf hilflos hin und her bewegte und offenbar ein wenig schwachsinnig war, was ja manchmal bei einsamen Fischern vorkommt.

»Nehmt ihm die Fesseln ab«, sagte Sanders scharf.

Die Wächter des Mannes gehorchten nur widerwillig.

»Fubeli, du hast von dieser merkwürdigen Erzählung von Zauberei gehört.«

»O Herr«, sagte der Mann mit schwacher Stimme, »ich bin kein Zauberer, sondern ein Fischer.«

Eine alte Frau, die am äußersten Ende der Menge saß, erhob sich und zeigte anklagend mit dem Finger auf ihn. »Sandi«, schrie sie mit schriller Stimme, »ich habe ein Maisfeld, und dieser Mann schaute mit seinen Augen darauf, und es ist verdorrt!«

Ein anderer Ankläger, ein dicker und geschwätziger Mann, sprang in dem Kreise auf.

»Dieser Mann hat mein Schwein verzaubert, Sandi, und auch meine Ziege hustet, weil er sie angeblickt hat.«

»Ruhe!« sagte Sandi. »Laßt diesen Mann hier sprechen! Hast du fünf Töchter, Fubeli?«

»O Herr, ich habe fünf«, antwortete der Mann. Er schaute umher und rief laut. Etwas zur Seite stand eine Gruppe von fünf Mädchen. Die älteste mochte etwa achtzehn, die jüngste zwölf sein, soweit Sanders es beurteilen konnte.

»Zu diesem Palaver hättet ihr mich nicht von meinem schönen Haus fortrufen dürfen. Wenn sie einem Mann während der Zeit eines Monats dienen, sein Feld bestellen und für seinen Garten sorgen, dann ist doch der Zauber gebrochen.«

»O Herr«, sagte Katu stolz, »das habe ich auch gedacht, als ich beriet und ein Palaver mit allen jungen Männern abhielt. Aber keiner von ihnen wollte diese Mädchen zu sich nehmen; denn sie fürchten ihre bösen Augen, und da keiner sie haben wollte, wollten meine jungen Leute Fubeli schließlich umbringen.«

Sanders hatte das Kinn in die Hand gestützt und dachte scharf nach. Der Mann war jetzt in Sicherheit, und wenn notwendig, konnte er diese abergläubischen Dorfbewohner im Zaum halten. Aber das war nicht Sanders' Art.

»Alle Leute sollen hören, was ich spreche«, sagte er plötzlich. »All dieses Gerede von Zauberei ist Wahnsinn. Dieser Mann wird nicht sterben, denn ich bin das Gesetz. Und wenn Leute schlecht handeln, dann richte ich sie, und wenn sie große Verbrechen begehen, dann sterben sie von meiner Hand. Aber weil ihr mein Volk seid und eure eigenen törichten Sitten habt, so muß ich euch auch wie Törichte behandeln. Ich werde mit meinem Geist ein Palaver abhalten, und morgen früh sollt ihr zu mir kommen, und ich werde

mein Urteil verkünden.«

Er sandte den angeklagten Mann und seine Töchter an Bord der »Zaire«. In der Nacht hielt er mit den Häuptlingen und Ältesten ein Palaver ab.

»Ich bin schon viele Jahre an diesem Großen Strom«, sagte Sanders, »und ich kenne die Gewohnheiten meines Volkes. Vieles habe ich gehört, was junge Leute und alte Frauen zwischen den Kochtöpfen und Lagerstätten erzählen. Aber ich habe noch niemals die Geschichte von dem Vater mit den fünf Töchtern vernommen.«

Katu rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. »Ich sage dir, Sandi«, begann er offen, »und ich rede die Wahrheit, daß auch ich nichts davon wußte, bis Tibbetti es mir neulich bei einem Tanzpalaver erzählte, als er kam, um Gummi und Fische für die Regierung einzusammeln. Aber weil ich ein stolzer alter Mann bin und vor meinen Leuten nicht eingestehen wollte, daß ich es nicht wisse, so sagte ich Tibbetti, daß ich die Geschichte kenne.«

Plötzlich kam Klarheit über Sanders.

»Tibbetti?« sagte er. »Also Tibbetti hat euch das erzählt?«

»O Herr, er sagte uns viel Sonderbares«, bemerkte ein Häuptling. »Tibbetti weiß viele Geschichten.« Sanders mußte hinter seiner Hand lachen. »Er erzählte uns, daß es für jeden großes Glück bedeutet, wenn er drei Krokodile im Strom zusammenkommen sieht, die sich mit ihren Nasen berühren. Auch wird jemand den ganzen Tag glücklich sein, wenn er die Sonne durch seine gespreizten Finger aufgehen sieht, und es wird kein Kummer in seinen Bauch kommen. Das alles habe ich früher nicht gewußt.«

»Und dann, o Herr«, sagte ein anderer Teilnehmer der Versammlung, »wenn ein Mann von seinem Feinde verfolgt wird und dieser Feind eine Frau ist, muß er seinen Kopf in das Wasser des Großen Stromes stecken, dann wird sie fortlaufen.«

»Ich verstehe!« sagte Sanders.

Langsam ging er zu dem Schiff zurück und weckte Yoka aus dem Schlafe.

»Sag mir die Wahrheit, Yoka! Wer hat dir gesagt, daß das Ende der Welt da ist, wenn M'shimbain'shamba am neunten Tag nach Neumond kommt?«

»O Herr«, sagte Yoka, »Tibbetti, der Weise, hat mir das erzählt.«

Das Palaver, das er am nächsten Morgen abhielt, befriedigte alle, die es anging. Denn er gab ein zuverlässiges Versprechen, und man sagte am Großen Fluß: Sandis Wort hat nur ein Gesicht.

Er erreichte die Residenz zeitig genug, um am Nachmittagstee teilnehmen zu können, den die kleine Gesellschaft im kühlen Schatten des Verwaltungsgebäudes einnahm.

»O ja, ich habe eine sehr nette Reise gehabt«, sagte er zu Miß Hamilton, als sie ihm eine Tasse reichte.

»War es wirklich ein schweres Palaver?« fragte Hamilton.

»Ach nein«, sagte Sanders leichthin.

»Das ist gut«, entgegnete Hamilton, »ich fürchtete schon, man würde den Mann umbringen, bevor Sie ankämen. Was hatte denn die ganze Sache zu bedeuten?«

»Das will ich Ihnen später erklären«, sagte Sanders.

Bones war ganz still und hörte gespannt zu.

»Was macht Ihr Buch, Bones?« fragte der Distriktsgouverneur.

»Damit geht es sehr gut«, sagte Bones mit erheuchelter Herzlichkeit.

»Wie heißt eigentlich der Titel?«

Bones zögerte. »Sagenschatz vom Großen Fluß.«

»Ach, wie äußerst interessant!« sagte Sanders und trank gedankenvoll seinen Tee. »Vermutlich beruhen die Geschichten, die Sie erzählen, doch auf Wahrheit?«

Bones räusperte sich. »O sicher!«

»Haben Sie nicht vielleicht einige davon doch frei erfunden?« fragte Sanders leicht.

Bones wurde sehr rot, und Patricia, deren lustige Augen die ganze Zeit seine Miene scharf beobachtet hatten, konnte sich vor Lachen kaum halten, denn Bones hatte sich dadurch verraten.

»Aber wenn Sie schon Geschichten erfinden, dann sollten Sie sich wenigstens Dinge ausdenken, die man nicht so leicht sieht, wie zum Beispiel drei Krokodile, die ihre Nasen aneinanderreihen«, sagte Sanders, ohne eine Miene zu verziehen.

Bones rückte unruhig auf seinem Stuhl hm und her. »Jawohl, Sir«, sagte er schwach.

»Manchmal hat ein Erfinder solcher Geschichten wenig Glück«, fuhr Sanders fort und langte nach den Gurkenbrötchen. »Zum Beispiel hätte man doch sicher die Fabel von dem schrecklichen Sturm am neunten Tag des zunehmenden Mondes nicht in die Welt setzen sollen, Bones.«

»Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß sich das wirklich ereignet hat?« fragte Bones mit hohler Stimme.

Sanders nickte. »Ja doch, es hat sich wirklich ereignet. Und Sie haben sich natürlich auch nicht gedacht, daß zu gleicher Zeit ein Mann mit fünf Töchtern existiert, dessen Glück und Frieden Sie durch Ihr Märchen

zerstörten.«

Bones wurde blaß. »Liebe, gute Exzellenz, Sie wollen mir doch nicht etwa erzählen...« Er klapperte mit den Zähnen. »Das ist eine ganz nette, kleine Erfindung... mein lieber Sir... ich habe doch nichts Böses beabsichtigt... nur so eine kleine dichterische Freiheit...«

Sanders pfiff leise, und Abibu, seine Ordonnanz, die im Schatten der Veranda hockte, erhob sich.

»Abibu, du sollst zu meinem Schiff gehen«, sagte Sanders, »und die fünf Mädchen bringen! Ich fürchte, Sie werden in einige Ungelegenheiten kommen«, wandte sich Sanders wieder an den jungen Mann, der sich schon höchst unbehaglich fühlte.

Bones konnte nichts mehr fragen, er schüttelte nur den Kopf und salutierte verlegen.

»Tatsächlich fuhr Bones, als er sah, daß er nicht genügend Stoff an Legenden und Aberglauben hatte«, erklärte Sanders Hamilton und Patricia, »den Strom hinauf und erfand aus eigener Machtvollkommenheit einige neue Geschichten. Er hat sie dann den einfachen Eingeborenen auf eine Art und Weise beigebracht, daß sie sich davon überzeugen ließen. Beinahe hätte er auch mich davon überzeugt, daß es alte Legenden seien, die ich in meiner tätigen Geschäftigkeit übersehen hatte. Eine davon war die Geschichte des Vaters mit den fünf Töchtern, der den bösen Blick hatte. Er konnte nur entzaubert werden, wenn er starb oder seine fünf Töchter einem Mann einen Monat lang dienten. Verbessern Sie mich, wenn ich es falsch mache, Bones.«

Bones schüttelte den Kopf. »Ganz richtig«, sagte er düster. »Sie erzählen die Geschichte so gut, als ob Sie sie selbst erfunden hätten.«

»Scheinbar war es dem Mann unmöglich, zu sterben«, sagte Sanders beredt, »damit Bones ein größeres Honorar herausschlagen kann. Aber die andere Lösung hat sich als recht nützlich erwiesen.«

Er schaute in die Runde. Abibu führte quer über den Exerzierplatz fünf kräftige Mädchen daher, die in der einfachen Art der Leute vom Oberen Strom gekleidet waren. Sanders sagte nichts, bis Abibu sie in einer Reihe parallel zur Veranda aufgestellt hatte.

»O ihr Frauen«, sagte Sanders in der wohlklingenden Bomongosprache, »dies ist mein Herr Tibbetti, und für die Dauer eines Monats müßt ihr ihm folgen, wo er auch immer hingehen mag. Ihr werdet bei ihm sitzen, wenn er ißt, und ihr sollt ihm Wasser bringen, daß er sich waschen kann. Und wenn er bis zum Ende des Monats nicht in Liebe zu euch entbrannt ist, dann wird euer Vater von dem Zauber erlöst sein.«

»Um Himmels willen«, keuchte Bones. »Wollen Sie damit sagen, daß ich

jeden Morgen diese schrecklichen Frauenzimmer sehen muß? Davon würde ich verrückt werden, Sir!«

»Ach, das glaube ich nicht«, sagte Sanders. »Sie brauchen doch nur durch Ihre gespreizten Finger den Aufgang der Sonne zu beobachten, um sich vollständig glücklich zu fühlen.«

»Aber es ist doch ganz unmöglich, daß sie mir überallhin folgen!« widersprach Bones. Er war so erregt, daß sich seine Stimme überschlug.

»Wenn Sie nicht wollen, daß sie Ihnen nachkommen sollen, dann müssen Sie Ihren Kopf jeden Morgen in das Flußwasser stecken, dann verschwinden sie!«

Bones schaute von einem zum andern, und da ihm niemand half und niemand ihn in Schutz nahm, erhob er sich, warf in seiner Aufregung den Stuhl um, ging die Veranda entlang, die Treppe hinunter, und ohne nach rechts oder nach links zu sehen, stolzierte er mit langen Schritten zu seiner Hütte. Fünf neugierige junge Mädchen vom Akasava-Stamm folgten ihm, und als sie sahen, daß sie mit seinen langen Beinen nicht Schritt halten konnten, setzten sie sich gemächlich in Trab.

Der große Fetisch

Von der See aus erschien das Hauptquartier Sanders wie ein goldgelber Streifen, der von grünen Bäumen umsäumt wurde. Man konnte das weiße Verwaltungsgebäude mit dem roten Dach erkennen, und bei guter Sicht zeigte sich der kleine Flaggenmast, an dem die Nationalflagge schlaff herunterhing. Möglicherweise bemerkte man auch noch die langen Reihen der gelben Barackenhütten, in denen die Haussas lebten, aber weiter war nichts zu sehen.

Die Offiziere vorüberfahrender Dampfer, die nahe genug an der westafrikanischen Küste vorbeikamen, zeigten ihren Passagieren die Flußmündung und die schmutzige Bahn des Stromes, die weit in das blaue Meer hineinlief. Manchmal wurde auch von Bord eines Postdampfers ein kleiner Postsack in ein wartendes Landungsboot heruntergelassen. Aber von den Gebieten und den drei weißen Leuten, die sie regierten, kam keine Kunde zu den Passagieren der Ozeandampfer, bis eines schönen Tages eine wohlwollende Regierung dem Distriktsgouverneur ein Mittel in die Hand gab, durch das er und seine Leute sich anderen verständlich machen konnten.

Als Leutnant Tibbetts an einem glühendheißen Morgen zum Frühstück kam, entdeckte er einen gefalteten Bogen unter seinem Teller.

»Ha, Montag!« sagte er mit außerordentlicher Anstrengung, als ob ihn die Entdeckung, daß heute der erste Tag der Woche war, besonders erschütterte. »Und da sind ja auch die Befehle für die Woche - wie üblich.«

»Lesen Sie die Befehle, Sie fauler Mensch!« sagte Hamilton. Seine Schwester warf ihm einen tadelnden Blick zu.

»Das ist doch ganz unnötig, mein lieber, alter Tyrann«, erwiderte Bones sorglos. Er schlug seine Serviette auseinander und stieß dabei beinahe Sanders' Kaffeetasse um. »Ganz überflüssig - weiß ich alles auswendig:

1. Der Ordonnanzoffizier für die Woche ist der arme, gute Bones, der alle Tage alles tun muß.

2. Felddienstübung wird abgehalten am Dienstag, Donnerstag, Freitag und Sonnabend unter dem Befehl des armen, guten Bones.

3. Waffenrevision am Donnerstag - wird Bones abhalten. Auf Befehl.«

»Lesen Sie!« sagte Hamilton noch einmal.

Achselzuckend öffnete Bones das Papier und las.

»Der Ordonnanzoffizier für die Woche: Leutnant Tibbetts. Na - was habe ich gesagt? ›Felddienstübung nach § hm, hm: Leutnant Tibbetts‹ - wie

vorausgesagt. - Hallo, lieber Herr, was ist das? »Für die Errichtung des neuen Flaggenmastes und des Signalapparates wird Leutnant Tibbets die Pflichten eines Signaloffiziers übernehmen. Er ist verantwortlich für die Unterhaltung der Schränke und Flaggen, der Codebücher.«

»Sie schicken den Mast von der Verwaltung des Hauptquartiers«, klärte ihn Hamilton auf, »er wird etwa Ende der Woche ankommen. Verstehen Sie überhaupt etwas von Signalen, Bones?«

Bones lächelte. »Ich glaube, daß ich in aller Bescheidenheit sagen darf, lieber, guter Sir, daß es nur sehr wenig gibt, was ich von Signalen nicht kenne. Ich möchte mich nicht gern selbst loben, lieber, guter Ham, wie Sie öfter behaupten...«

»Ich habe nichts Derartiges behauptet, aber ich will Sie damit nicht entmutigt haben«, unterbrach ihn Hamilton. »Doch möchte ich Ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Tatsache lenken, daß ich Ihnen eine ganz einfache Frage vorgelegt habe, die Sie mir bisher nicht beantwortet haben. Verstehen Sie etwas von Signalen?«

»Ich will Sie nicht täuschen«, sagte Bones feierlich. »Ja, ich verstehe das Signalisieren.«

Und hierfür erbrachte er auch bald den Beweis. Der große, neue Flaggenmast war aufgerichtet, und der Regierungsdampfer, der ihn zur Küste gebracht hatte, wandte sich gerade wieder zur Heimfahrt, als Bones mit Hilfe des Regierungscodebuches signalisierte: »Ich wünsche Ihnen eine gute Reise.« Hierauf kam der Dampfer sofort mit Volldampf zurück.

»Ihre Signalflaggen«, sagte der Kapitän zornig, »heißen nicht: Ich wünsche Ihnen eine gute Reise, sondern: Kehren Sie sofort um, die Eingeborenen befinden sich im Aufruhr.«

»Ach Gott, wie romantisch!« sagte Bones.

Und so dampfte das Regierungsboot wieder ab. Aber Bones ließ sich nicht verblüffen und hißte eine andere Gruppe flatternder Flaggen.

»Ich habe Mangel an Kohlen, können Sie mich ins Schlepptau nehmen?« entzifferte der Kapitän. Aber er hatte ganz recht, daß er es für einen höflichen Abschiedsgruß ansah.

Bones widmete sich nicht nur pflichtgemäß dieser neuen Beschäftigung, sondern sie wurde seine Leidenschaft. Er verwandte seine ganze freie Zeit darauf, die Regierungs- und Handelscodes genau zu studieren, und er erfand außerdem einen eigenen, neuen Code.

Er verfügte nicht nur über die Signalflaggen, sondern verwahrte in einem großen Kasten auch sämtliche Nationalflaggen, von denen jede in einem besonderen Kanevasbeutel verpackt war. »Bei Begrüßung von

Kriegsschiffen, Gouverneuren, Kommissaren usw. fremder Mächte zu verwenden«, lautete die gedruckte Instruktion.

»Einige von ihnen sind vollständig überflüssig, guter Mann«, beklagte sich Bones, »es sei denn, wir erhalten einen Besuch der Schweizer Flotte oder trinken auf die Gesundheit des netten, alten Königs von Siam. Und wen zum Teufel soll ich denn mit der Kaiserlich Russischen Standarte begrüßen? Das ist doch unmöglich, mein lieber Vorgesetzter!«

Das Leben bekam plötzlich einen ganz neuen Inhalt, nicht nur für Bones, sondern auch für alle Eingeborenen im Umkreis von zehn Meilen. Besucher und Anwohner versammelten sich gleicherweise um den Flaggenmast und beobachteten Bones, wie er sich mit seinem neuen Spielzeug beschäftigte. Einer dieser Besucher war der Sohn der Schwester eines gewissen Buluta, der außerdem ein berüchtigter Dieb war. Aber diese kleine Tatsache übersah Bones in seiner Begeisterung für neue Entdeckungen. Denn er fand nun Freunde, die in früheren Tagen außerhalb seines Bereiches geblieben waren. Und er war stets erfreut, neue Freunde zu gewinnen.

Er sandte kleinen alten Trampdampfern, die es in jene Gegend des Meeres verschlug, staunenerregende Grüße, unterhielt lustige Zwiegespräche mit vorbeifahrenden Passagierdampfern, die nur kurz antworteten und oft nur kalt das Bestätigungszeichen gaben als Antwort auf eine Botschaft von sechzehn Flaggen, was Bones doch ein wenig kurz und unhöflich erschien. Aber als einmal ein nüchternes, graues, amerikanisches Kriegsschiff in jenes Gebiet kam, um nach Unterseebooten zu fahnden, übertraf Bones sich selbst durch eine herzliche Begrüßung, die folgendermaßen lautete:

»Y. D. ist in diesem Hafen angekommen. - Habe Kavalleriepferde an Bord. - Habe eine Ladung Federn und Hüte. - Bitte senden Sie mir Wein und Makkaroni für italienische Auswanderer.«

Der Kommandeur des amerikanischen Kriegsschiffes dachte sich aber glücklicherweise, daß eine Ruderregatta oder ein Nationalfeiertag an der Küste gefeiert würde, und begnügte sich deshalb damit, das einfache Signal »Leben Sie wohl!« zu setzen. , »Was zum Teufel wollten Sie denn eigentlich signalisieren?« fragte Hamilton, als sich Bones bitter über den Mangel an internationaler Höflichkeit beklagte.

»Liebe, verständnislose, alte Landratte«, sagte Bones ärgerlich, »es ist doch ganz klar, was das heißen soll. Wenn Sanders hier wäre, würde er es im Nu begreifen. Ich habe das verwünschte Ding doch nun durchaus studiert und ausgearbeitet.«

»Aber was sollte es denn heißen?« bestand Hamilton.

Bones sagte ungeduldig: »Das ist doch ein Vers des netten, kleinen

Liedes:

›Yankee Doodle kam zur Stadt, Reitet auf dem Pony, Eine Feder an dem Hut...‹

Wenn Sie anfangen zu lachen«, sagte Bones aufgebracht, »dann brauche ich nichts mehr zu sagen, Sir.« Und er schloß das Codebuch mit einem lauten Knall.

Bones war ganz bestimmt schlechter Laune an diesem Morgen, denn zu all seinen anderen Plagen entdeckte er obendrein noch den Verlust einer bestimmten Nationalflagge, die trotz seiner persönlichen Achtsamkeit verschwunden war.

Um dieselbe Zeit wurde in dem Walddorf Kasanga ein Mann krank. Er litt an Kopfschmerzen und heftigen Stichen, die ihn Tag und Nacht nicht verließen.

Er hatte das Glück, daß in seinem Dorf ein sehr berühmter Zauberdoktor lebte, ein gewisser Buluta, an den sich alle Leute der Waldgegenden wandten, wenn es ihnen schlechtging. Sein Ruhm ging weit über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus, und man konnte keine Tagesreise in diesen Gebieten zurücklegen, ohne einem Mann oder einer Frau zu begegnen, die Zauberzeichen auf ihrer Brust trugen, die von der Behandlung durch Buluta zeugten. Wenn man einen Palmkern nimmt, ihn in eine Lösung aus Gummi und rotem Farbholz taucht und dann zwei Stahldrähte sauber darum wickelt, die freien Enden zusammenbiegt, bis sie die Form des lateinischen Buchstabens P annehmen, dann hat man die genaue Nachbildung dieser kräftigen Zauberamulette. Sie waren gut gegen den Husten und sicherten verheirateten Männern die Treue ihrer Weiber.

Der Kranke mußte Buluta für seine Bemühungen ein Huhn zahlen, und diese Gabe wurde an ein Bein des Patienten gebunden. Der Zauberdoktor kniete dann neben ihm nieder und knetete und drückte den Körper seines unglücklichen Opfers vom Kopf bis zu den Füßen. Diese Prozedur setzte er so lange fort, bis der böse Geist, von dem der Kranke besessen war, und der sein Leiden verursachte, mit einem lauten Schrei in den Körper des Huhnes entfloß. Diesen Schrei lieferte natürlich Buluta selbst. Hierauf schnitt er dem Huhn den Kopf ab und träufelte ein paar Tropfen des Blutes auf den befriedigten Kranken, der sich dann so erleichtert fühlte, daß er aufstand und seinem Arzt dankte.

In den meisten Fällen trat die Besserung plötzlich ein, und der Kranke war vollständig geheilt. Manchmal hatte Buluta jedoch mit seiner Behandlung kein Glück, aber auch das wurde ausnahmslos zu seinen Gunsten erklärt. Buluta entdeckte in solchen Fällen, daß der Kranke behext war oder einen ganz außerordentlich starken Dämon beleidigt hatte. Er ging dann in den

Wald und führte einen langen Kampf mit dem Teufel aus. Wenn er später ins Dorf zurückkehrte, um nachzusehen, was sein Patient machte, war dieser gewöhnlich inzwischen gestorben.

Nun war dieser schwerkranke Mann wohlhabend, und Buluta hatte ihn schon lange wegen seines Reichtums beneidet. Als er daher von der Hauptfrau des Kranken gerufen wurde, sah er gleich, daß sich ihm hier große Möglichkeiten boten. Er entkleidete ihn, ließ ihn auf einen hölzernen Rost legen und entzündete ein Feuer von Kräutern unter ihm, das einen dicken und beißenden Rauch entfaltete. Er bemalte alle Zehen des Kranken mit rotem Farbholz, damit die Teufel seinen Körper nicht angreifen könnten. Dann schnitt er mit einem kleinen, scharfen Messer Zeichen in die Brust Kofubus - so hieß der reiche Mann.

Welche Behandlung er sonst noch anwandte, kann man nur vermuten.

Es war anerkannt, daß niemand bedeutender und größer war als Buluta. Da er Kofubu nicht heilen konnte, würde auch kein anderer Zauberdoctor imstande sein, dieses Wunder zu vollbringen. Die philosophischen Dorfbewohner entschieden sich dafür, daß Kofubu dann eben nichts anderes übrigblieb, als zu sterben. Sein Tod wäre auch sicher eingetreten, wenn nicht Distriktsgouverneur Sanders gerade eine Reise durch die Walddörfer gemacht hätte und eines Abends angekommen wäre, als die sieben Weiber Kofubus eben die Teilung seines Eigentums besprachen.

Sanders führte immer eine kleine Medizinkiste mit sich, die in einer Segeltuchtasche verpackt war. Sie enthielt nur wenige, aber sehr stark wirkende Drogen gegen die sechs hauptsächlichsten Krankheiten, von denen die Eingeborenen in diesem Land befallen wurden. Gehörte die Krankheit nicht zu diesen sechs Übeln, für die Medizin vorhanden war, so behandelte er den Kranken, sei es Mann oder Frau, auf die Krankheit hin, die einer der sechs möglichst ähnlich war.

Sanders ging in die Hütte des Mannes, und als er den Kranken untersuchte, fand er, daß zwei Drähte eng um seinen Schädel befestigt waren. Diese Drähte trug der Mann schon etwa zwölf Jahre. Man konnte sie nur schwer abschneiden, und Kofubu litt einige Schmerzen bei dieser Prozedur. Aber als sie entfernt waren und er eine Nacht unter dem Einfluß einer der sechs Sandersschen Medizinen geschlafen hatte, waren seine Schmerzen verschwunden.

»Ich denke, du bist ein Narr, Kofubu«, sagte Sanders. »Denn nur ein Narr bindet sich Draht um seinen Kopf.«

»O Herr«, sagte Kofubu reuig, »das war ein starker Zauber, der Geister und böse Teufel von mir fernhielt.«

»Du warst näher an Geistern und bösen Teufeln, als du selbst wußtest«, sagte Sanders mit einem spöttischen Lächeln.

Sanders konnte Zauberdoktoren nicht gebrauchen, mochten sie sein, wer sie wollten. Er ließ den Medizinmann holen.

»Buluta«, sagte er zu ihm, »glaubst du an Teufel?«

»O Herr, das tue ich«, antwortete der Mann und schaute ängstlich nach dem Stock, den Sanders trug.

»Und glaubst du auch, daß deine Teufel dich vor Schmerz bewahren?«

Der Mann rückte langsam weiter fort und betrachtete immer noch ängstlich den Stock.

»Antworte mir!« sagte Sanders scharf.

»O Herr, man sagt, daß wir weisen Männer keinen Schmerz fühlen. - Au!«

»Und nun«, sagte Sanders, als er die Prügel beendet hatte, »höre meine Worte: Ich will keine Zauberdoktoren in diesem Lande haben, die Blut zapfen. Diesmal habe ich dich geschlagen, aber wenn ich das nächstmal nach dir schicken muß, weil du wieder dieses Unrecht begangen hast, dann kommst du in das Dorf der eisernen Ketten, und dort wirst du zehn Jahre lang bleiben!«

Der Distriktsgouverneur reiste am nächsten Tag weiter und vergaß Buluta. Aber Buluta vergaß ihn nicht.

Vier bis fünf Wochen nach Sanders' Besuch in dem Dorf sandte er heimliche Botschaft zu allen Stämmen, den N'gombi, den inneren N'gombi, den Akasava, den kleinen Akasava, den Akasava bei den drei Strömen, den Isisi, den kleinen Isisi, den Ochori und den oberen Ochori und selbst zu dem vergessenen Lande des Alten Königs.

Seine Botschaften aber richteten sich nicht an die Häuptlinge und Dorfältesten, sondern an sonderbare alte Leute, die abseits von ihren Dörfern lebten. In der Nacht, in der sie seine Botschaft erreichte, verließen sie heimlich ihre Hütten und kamen auf verborgenen Pfaden zu dem Sammelplatz, den ihnen Buluta angegeben hatte. Es war eine der berühmten Inseln, auf der viele fliegende Hunde während des heißen Tages an den Ästen hingen und zu Tausenden während der Nachtzeit über den Strom flogen, solange man zurückdenken konnte, war keine solche Versammlung mehr gewesen, seitdem man den großen Zauberdoktor Gufufu begraben hatte. Alte und junge Männer waren herbeigeeilt, manche in phantastischem Schmuck von Fellen unbekannter Tiere, manche mit Ketten von Zähnen und Klauen gegürtet, einige in Federmänteln und mit bunten Strichen und Kreisen bemalt. Und alle kamen und setzten sich zu Füßen Bulatas, um seinen Willen

zu erfahren.

»Weise Ziegenböcke«, sagte Buluta, »ich habe nach euch gesandt, um euch von Wundern zu erzählen, denn ich, der ich viel von Teufeln verstehe und mit schrecklichen Geistern gekämpft habe, bin von Sandi geschlagen worden, weil er mich haßt. Aber ich habe ein großes Wunder entdeckt. Alle Leute wissen, daß Sandi einen Ju-Ju hat, der ihm erzählt, wenn irgend jemand das Gesetz verletzt. Denn haben nicht die Leute am Strom geheime Palaver abgehalten, und ist Sandi nicht schnell heraufgekommen? Und als die Akasava heimlich zum Krieg auszogen und niemand, mit Ausnahme des Königs, wußte, wo die Ziegen bluten würden, erwartete sie Sandi da nicht auf dem Isisi-Strom?«

»Wa!« tönte es im Chor der Zuhörer. »Jedermann weiß das.«

Bulutas Augen blitzten.

»Nun habe ich das Geheimnis entdeckt«, rief er triumphierend. »Sandi hat einen wunderbaren Fetisch.«

»Das ist ein dummes Gerede«, sagte ein Zweifler im Kreis, »denn wir wissen alle, daß Sandi ein weißer Mann ist, und weiße Leute haben keine Fetische.«

»Wa! Das ist wahr!« sagte ein anderer. »Denn Sandi hat mich grausam geschlagen, weil ich den herausfand, der die Tochter von Kumulubu, dem obersten Häuptling der kleinen Isisi, behexte.«

»Alle Leute sollen es hören«, schrie Buluta. »Sandi, der in einem feinen Hause am Meer wohnt, hat eine große Stange aufgerichtet nahe an der Stelle, wo der Große Strom fließt, und das ist sein Fetisch. Der Sohn meiner Schwester, der neulich bei Sandis Wohnung war, hat mir das erzählt. Jeden Morgen geht der junge Tibbetti zu dieser Stange und verneigt sich vor ihr und nimmt Stücke farbigen Zeuges und hängt sie an diese Stange. Dann legt er seine Hand an sein Gesicht - so - Er ahmte den militärischen Gruß nach.

Einer der alten Zauberdoktoren nickte. »Ich habe Bonesi auch gesehen, wie er seine Hand an das Gesicht legte, als er zu meinem Herrn Sandi und zu Militini sprach, und ein Soldat Sandis hat mir erzählt, daß er das tut, um Sandi und Militini Ehre zu erweisen, weil sie seine Häuptlinge sind. Nun sage uns, o Buluta, was sollen wir tun?«

Buluta erhob seine Hände, er sprach in der Aufregung unzusammenhängend.

»Wir wollen ein Tanz- und Teufelspalaver abhalten - ein Palaver, wie es noch niemals in diesem Lande gesehen wurde -, und wir wollen eine große Stange aufrichten, damit wir mit den Geistern sprechen können; denn der Sohn meiner Schwester hat ein wunderbares Stück Tuch gestohlen, so eines,

wie Tibbetti es aufhängt, und das ist sicher ein großer Zauber und ein großer Bann gegen Krankheit. Wir werden dann ebensogroß sein wie Sandi, und er kann uns nichts mehr anhaben, wenn durch unsere Medizin ein Mann stirbt. Und weil er mich geschlagen hat, werde ich einen Fluch auf ihn legen, daß er verrückt wird. Wa!«

Sechs Tage lang wurden geheimnisvolle Dinge auf der Insel der fliegenden Hunde vollbracht. Fünfzig einzelne Feuer brannten und rauchten. Die Dorfbewohner auf dem Festland hockten von ehrfürchtiger Scheu ergriffen auf dem Boden, preßten die Handknöchel an die Zähne und beobachteten alles, was die Zauberdoktoren taten. Ziegen und Hühner wurden geopfert, und eine Menge Schlangen starben im Verlauf von zwanzig verschiedenen Zauberhandlungen. Man stampfte und mischte Medizinen, man tanzte und sang. Als nun eine Woche und drei Tage vergangen waren, fuhr Buluta mit fünf Abgesandten in einem Kanu den Strom hinab zu einer Stelle des Waldes, wo große Bäume standen, um die Zauberstange auszuwählen und sie durch eine Zeremonie zu weihen.

Die Nachricht von dieser Versammlung der Zauberdoktoren erreichte Sanders, und er handelte schnell. Bones wurde unter Protest von seinen in Unordnung geratenen Fahnenleinen und seinen Signalflaggen, die chaotisch in den Kästen umherlagen, weggeholt, um ins Land zu fahren und nach dem Rechten zu sehen.

In der Nähe des Waldes der Glücklichen Träume wird der Fluß breiter und bildet einen großen See, wo man an dunstigen Tagen kaum von einem Ufer zum anderen sehen kann. Den Steuerleuten war der breite Strom an dieser Stelle verhaßt, weil dort innerhalb einer Nacht Sandbänke entstehen können. Zeichnet man hier bei der Fahrt stromauf Inseln in die Karte, so findet man auf der Heimreise an ihrer Stelle fünf Faden tiefes Fahrwasser. Es gibt Stellen in diesem See, wo ein Dampfer seinen Weg in tiefem Fahrwasser zurücklegt und sich doch plötzlich von Sandbänken eingeschlossen findet, aus denen es kein Entkommen gibt. Bei solchen Gelegenheiten muß die ganze Besatzung ins Wasser steigen, um den Dampfer buchstäblich zu heben und über die seichte Stelle ins tiefe Wasser zu bringen.

An einem heißen Julitag fuhr ein kleiner, fleckenlos weißer Dampfer im Zickzack durch diesen See. Die beiden großen Schornsteine stießen dauernd schwarze Rauchwolken aus. Vorn am Bugsprit saßen zwei junge Leute, maßen mit langen Ruten das Wasser und riefen die Tiefe dem Steuermann mit gelangweilter Stimme zu.

Bones stand auf der Kommandobrücke der »Zaire«, das Fernglas unter dem Arm. Er runzelte übelgelaunt die Stirne und beobachtete den Kurs des Regierungsschiffes mit den Anzeichen größter Ungeduld.

»O Yoka«, sagte er schließlich zu dem Steuermann, »kannst du denn nicht geradeaus fahren? Als ich die ›Zaire‹ durch diesen breiten Fluß führte, wandte ich mich weder zur Linken noch zur Rechten.«

»O Herr«, sagte der Kanomann, der das Steuer bediente und unablässig auf die Wasserfläche vor sich schaute, »wer kann diesen Strom kennen? Jeden Tag findet das Wasser neue Wege.«

»Ach, Unsinn!« sagte Bones ärgerlich, und seine Gedanken eilten sehnsüchtig zu einem kühlen Strand und einem hohen, weißen Flaggenmast.

Plötzlich sprach er wieder arabisch. »Jetzt können meine großen Augen die Fahrstraße sehen, du mußt in die Mitte des Stromes steuern!«

»O Herr«, sagte Yoka ernst, »ich denke, mitten im Wasser sind Sandbänke.«

»Es ist ein Befehl«, sagte Bones mit Herrschermiene.

Das Steuerrad drehte sich unter den Händen des Lenkers, und die Spitze der ›Zaire‹ wandte sich herum. Sie kamen in die starke Strömung des Flusses, und das schwarze Wasser des Flusses schäumte vor dem Bugsriet.

»Gut so!« sagte Bones zufrieden.

Plötzlich ließ die Geschwindigkeit des Schiffes erheblich nach, und Yoka, der aus Erfahrung wußte, daß sie jetzt an einer seichten Stelle waren, wandte das Steuerrad in fiebernder Hast herum. Plötzlich gab es einen Stoß, der das ganze Schiff erzittern ließ, dann noch einen, und eine ganze Reihe kleiner Erschütterungen, und obwohl sich das Rad am Heck heftig drehte, bewegte sich die ›Zaire‹ weder vorwärts noch rückwärts.

»O Herr«, sagte Yoka schlicht, »dies ist eine Sandbank.«

Bones sagte gar nichts. Er zog seine dicke Pfeife aus der Tasche, stopfte sie umständlich mit Tabak, steckte ein Streichholz an und blies dicke Rauchwolken vor sich hin. Offenbar dachte er tief nach.

Schließlich öffnete er seinen Mund. »Wir müssen sie wieder loskriegen«, sagte er.

Unglücklicherweise hatte die ›Zaire‹ auf dieser Reise nur eine kleine Besatzung. An Bord befanden sich nur ein Dutzend Haussas, ein paar Matrosen, ein einheimischer Maschinist und ein halbes Dutzend Eingeborene, die gebeten hatten, sie nach Youkombi mitzunehmen. Obendrein lag ein Teil der ›Zaire‹ in tiefem Wasser, wo die Leute nicht aussteigen konnten. Bones gab mit dem Maschinentelegrafen das Zeichen, die Maschinen zu stoppen, und ließ sie dann rückwärts gehen, aber die ›Zaire‹ rührte sich nicht.

»Aber der Strom wird steigen«, sagte er vertrauensvoll zu Yoka, »und das

Wasser wird die Sandbank wegspülen.«

Yoka kratzte sich am Kinn. »Ich glaube, das Wasser fällt, o Herr«, sagte er, »denn der Strom war vor sechs Tagen hoch, und es ist seitdem kein Regen gefallen.«

»Du bist ein dummer alter Esel«, sagte Bones ärgerlich. Er suchte den Horizont ab, um Anzeichen einer Niederlassung zu entdecken, obgleich er doch genau wissen mußte, daß kein Dorf in der Nähe war, denn er hatte diesen Weg nun schon etwa fünfzigmal zurückgelegt. Bones' Motto war aber: »Man kann nie genau wissen.« Er war so optimistisch, daß er sich nicht gewundert hätte, wenn er eine hübsche große Stadt gesehen hätte, die seit seinem letzten Besuch hier entstanden und außer mit anderen schönen Dingen auch mit einem kompletten Bagger ausgerüstet gewesen wäre.

Es blieb nur eins zu tun übrig. Bones gab Befehl, das Kanu ins Wasser zu bringen, und machte sich in Begleitung von vier Ruderern und einem Haussa auf den Weg zum nächsten Dorf, das auf der großen mittleren Insel in dem nördlichen Teil des Sees lag. Wie er wußte, lief dort ein Fußpfad in der Nähe des Flußufers, und er brach nach dem Dorf Youkombi auf, das zwei Meilen entfernt war.

Als er eine Meile hinter sich hatte, teilte sich der Fußpfad, denn das Land bildete hier eine Halbinsel. Ein Pfad folgte natürlich dem Wasser, aber der andere schnitt den ganzen Umweg um die vorspringende Halbinsel ab und war ein Richtsteg für solche Leute, die sich nicht vor Geistern fürchteten. Bones nahm diesen kürzeren Weg und sah deshalb die beiden Wachtposten nicht, die am Ufer hockten und warteten, um einen Schimmer von der ›Zaire‹ zu sehen.

Auch als er dort ankam, wo sich die beiden Pfade wieder vereinigten, ging er nicht auf dem breiten Pfad weiter, der zum Dorf führte, sondern auf dem Waldweg, der ihn mehr nach links brachte. Denn er wollte sich selbst davon überzeugen, ob gewisse Behauptungen und Beschuldigungen, die gegen das Volk von Youkombi vorgebracht wurden, begründet waren. Und so verfehlte er auch die zweite Gruppe von Wächtern, die man aus Vorsicht eine halbe Meile vor dem Dorf auf dem Weg aufgestellt hatte.

Bones forschte eifrig und mit Geduld, denn in allen Dingen der Pflichterfüllung war er fast zu gewissenhaft. Seine Nachforschungen wurden belohnt, denn unter einer Zwergmimose fand er wohlverborgen unter einer Blätterdecke ein Bündel, das in Tuch eingewickelt war, wie es Eingeborene webten. Als es geöffnet wurde, sah er kleine Holztöpfe darin, mit verschiedenfarbigem Ton gefüllt: rot, grün, lebhaft orange, blau und braun. Dabei lag eine Halskette von Menschenzähnen, eine Maske aus Federn und ein seltsam ausschauendes Instrument, das aus Elfenbein geschnitzt war.

Bones traf keinen der Dorfbewohner auf seinem Weg, denn die ganze Bevölkerung von Youkombi saß in andächtigem Schweigen im Kreise und beobachtete einen Mann, der phantastisch gekleidet war. Er hatte große weiße Ringe um seine Augen gemalt, und blaue und grüne Farbstreifen liefen über seine eingesunkene Brust. Aller Augen hingen an Buluta. Sein Name war in jedem Hause des Landes bekannt, von den Grenzen des Großen Königs bis zu den Dörfern, die an der Meeresküste lagen. Aber seine Person erschien in diesem Moment noch wirkungsvoller, weil er in Gegenwart von fünfzig Zauberdoktoren gerade damit beschäftigt war, die Hauptfrau des Häuptlings von Youkombi zu heilen.

Die Kur selbst war ein einfacher Vorgang. Die Frau lag ausgestreckt auf dem Boden, ihre Fuß- und Handgelenke waren mit Tauen an Pfähle gebunden, die in den Boden eingeschlagen waren. Buluta war eben dabei, die neunundneunzig Teufel auszutreiben, von denen sie besessen war. Von Zeit zu Zeit hielt er seiner hingerissenen Zuhörerschaft einen Vortrag wie ein Anatomieprofessor.

»O Volk und ihr weisen Leute, seht meinen Zauber«, sagte er, schwang sein kleines Messer und rieb seine Nase mit dem Rücken seiner mageren Hand, »wegen der wunderbaren Dinge, die ich weiß, haßt mich Sandi und verfolgt mich mit seinen Schießwaffen. Aber jetzt bin ich größer als Sandi, weil ich einen mächtigen Zauber vollbracht habe und viele Dinge tun kann, die er verboten hat. Ich mache einen kleinen Einschnitt in diese Frau - so; was seht ihr nun, ihr weisen Brüder und du, o Volk von Youkombi? - ein ganz klein wenig Blut - seht ihr aber auch den kleinen Teufel mit Augen gleich Monden - nur Buluta sieht ihn seht, hier geht er!«

Sein knöcherner Finger wies die Spur, die der geheimnisvolle Teufel verfolgte, und als er dem Kreise der Zuschauer näher und näher kam, sprangen die Leute, die in seinem Wege standen, zitternd zurück, um ihn nicht zu hindern.

»Hier geht er entlang«, krächzte Buluta, »er geht in den Wald, ich sehe ihn! Er ist fortgegangen! Jetzt aber kommt ein großes Wunder - niemand außer mir kann es sehen.« Er beugte seinen Kopf vor, als ob er horchte, und legte seine Hand ans Ohr.

»Mein Ju-Ju sagt mir, daß es kommt. Schaut hin, schaut hin!« Er zeigte mit dem Finger nach dem Walde. »Es kommt!«

Das war der geeignete Moment für Bones' Erscheinen, obwohl er gar nicht wissen konnte, wie gut sein Kommen in die Hellseherei Bulutas paßte. Die Leute waren wie vom Donner gerührt und preßten ihre Handknöchel an den Mund.

»Dies ist ein großes Wunder«, sagte der Häuptling von Youkombi, »denn

dieser gute Teufel sieht aus wie Tibbetti.«

Der Zauberdoktor antwortete nicht, denn dieser Augenblick war zu groß für Worte. Seine fünfzig Amtsbrüder in ihren schrecklichen Aufzügen aber verschwanden im Wald.

Bones marschierte geradezu in den Kreis der Leute hinein. Er hatte seinen Tropenhelm schief aufs linke Auge gesetzt und sein Monokel in das rechte geklemmt. Er stand und schaute auf den Zauberdoktor und sein Opfer herunter. Dann berührte er den Häuptling mit seinem Stock leicht an der Schulter.

»Bringe diese Frau weg, Kabala«, sagte er. »Und rufe ein Palaver deiner Leute zusammen.« Dann wandte er Buluta seine Aufmerksamkeit zu. »O Buluta«, sagte er, »Sandi läßt dich verhaften.«

Der Zauberdoktor feuchtete seine trockenen Lippen an. Er sah schon im Geiste, daß er zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt würde, und das war in seinen Augen die größte Ungerechtigkeit. Hilflos schaute er im Kreise umher.

»O Herr«, schrie er dann laut, und seine Augen leuchteten hoffnungsvoll auf, »durch meinen Zauber und meinen Ju-Ju kannst du mich nicht anrühren, denn ich habe einen Fetisch, der größer ist als der von Sandi. Sieh hin!«

Bones' Blick folgte dem ausgestreckten Finger Bulutas, und jetzt erst sah er den großen, roh behauenen Flaggenmast.

»O Herr«, fuhr Buluta stolz fort, »das ist ein ganz großer Teufel, schrecklicher als M'shimbain'shamba, grimmig und grausam, und er frißt die Leute. Ich nenne ihn Iwa, das ist Tod!«

Bones beschattete sein Auge mit der Hand und schaute starr nach der Flagge, die dort oben an der Spitze des Mastes wehte, denn er sah einen großen schwarzen Doppeladler mit dreifacher Krone auf gelbem Grunde. Er nickte langsam. »Iwa! Das ist der Tod!« wiederholte er düster. »Ich glaube, du bist klüger, als du selber weißt, Buluta.«

Seine Repetierpistole krachte dreimal, und der dritte Schuß zerriß das Tau, das die Kaiserlich Russische Flagge hielt, und die Fahne fiel zu Boden.

Der Friedensstifter

»Es muß doch etwas an mir sein«, sagte Leutnant Tibbetts. Tiefe Selbstbewunderung lag in seinen Worten. »Etwas Überwältigendes und Bezwingerdes. Die Leute haben mir oft erzählt, mein Lieber, daß sie einen merkwürdigen Blick in meinen Augen entdeckt haben, ein Aufblitzen, das Schrecken einjagt. Sie wissen, was ich meine - so einen konzentrierten Blick wie...«

»Als ob Sie schielten«, ergänzte Hamilton boshaft.

»Halten Sie mehr auf guten Ton, mein lieber Herr und Vorgesetzter«, entgegnete Bones verstimmt. »Natürlich meine ich so etwas nicht. Hier war das viel besser beschrieben.«

Er holte eine kleine Ledertasche aus seiner Uniform und entnahm ihr einen Zeitungsausschnitt.

Er räusperte sich und las: »Leutnant Tibbetts, eine der angesehensten Stützen unseres Weltreiches, ein Sohn unserer Stadt Blackford - wir sind stolz, dies sagen zu können -, ist ein typischer Baumeister an dem großen Bau unserer Herrschaft. Gleich anderen großen Leuten ist er bescheiden, fast zu bescheiden, so daß man es als einen Fehler auslegen könnte. Ruhig, zurückgezogen und mutig -«

»Wo ist denn dieser Märchenbericht erschienen?« fragte Hamilton neugierig.

»Im ›Blackford Herald‹«, sagte Bones. Er nahm einen ungewöhnlich ernsten Gesichtsausdruck an, senkte den Kopf ein wenig und schaute tiefsinzig, als ob er unsichtbare Vorgänge beobachtete, auf seinen Vorgesetzten, der sich dadurch aber nicht im mindesten aus der Fassung bringen ließ.

»Lesen Sie doch weiter, lieber Freund«, ermunterte ihn Hamilton belustigt.

»Ruhig, zurückgezogen und mutig«, fuhr Bones fort. »Er hat das Auge eines solchen Reichsbaumeisters, grau, tiefliegend und unergründlich. Er hat eines Reichsbaumeisters...«

»Nase«, vollendete Hamilton, »lang, rot und unmöglich. Sagen Sie mal, Bones, wann haben Sie denn all dieses Theater zusammengebaut? Sie haben uns doch niemals davon erzählt, Sie Geheimniskrämer! Fahren Sie fort!«

»Mehr ist nicht da«, sagte Bones kurz. »Unergründlich, das war das Wort, das ich suchte!«

»Aber was hat das alles zu bedeuten, Bones?« fragte Patricia Hamilton, die auf dem breiten Geländer der Veranda balancierte. »Niemand hat doch bisher daran gezweifelt, daß Sie überwältigend sind. Ich bin sicher, daß ich zittere, wenn Sie mich ansehen.«

»Wirklich?« fragte er erfreut. »Zittern Sie tatsächlich, meine nette, liebe, gute Schwester? Das ist der Zauber meiner Persönlichkeit, teure Prinzessin, meine Eigenart!«

»Donnerwetter!« sagte Hamilton.

»Warum kommen denn alle Leute mit ihren Anliegen zu mir?« fragte Bones schnell. »Warum bitten mich denn alle, als eine Art Vermittler für sie zu wirken, mein lieber, alter Ham - ich frage Sie, warum?«

»Soll ich Ihnen darauf antworten?«

»Ich frage Sie, lieber Herr und gute Exzellenz!« Bones war aufgereggt. Hamilton hatte durch seine aufreizenden Antworten diese Wirkung bei ihm hervorgerufen. »Warum, nette, alte Exzellenz - ist es nicht meine Persönlichkeit?«

Distriktsgouverneur Sanders senkte das blaue Buch, in dem er gerade las, und sah lächelnd auf den jungen Mann.

»Weil Sie ein kindliches Gemüt und ein reines Herz haben, Bones. Die Leute fühlen das.«

»Und weil ich klug und schlau bin«, sagte Bones etwas aufdringlich. »Und ich hab's weg, die Leute mit einem Wort zu beruhigen und zu versöhnen.«

»Auch möglich«, gab Sanders lächelnd hinter seinem Buch zu.

»Bones, sagen Sie einmal, wer hat denn eigentlich diesen ergreifenden Artikel über Leutnant Tibbets, den Reichsbaumeister, den Sie uns eben vorgelesen haben, geschrieben?« fragte Hamilton.

Bones zog die Schultern hoch. »Mein lieber, alter Ham«, sagte er obenhin. »Diese Dinge kommen eben in die Presse.«

»Haben Sie ihn selbst geschrieben?«

»Bones sah ihn mit einem schmerzlichen Lächeln an. »Was für eine schreckliche Ansicht haben Sie von mir, mein Lieber«, sagte er vorwurfsvoll.

»Haben Sie es getan?«

»Es gibt Dinge, verehrter Captain, über die ich jede Diskussion ablehnen muß.«

»Also haben Sie es getan?«

Bones schüttelte den Kopf gereizt. »Wenn Sie darauf bestehen, sich in meine Angelegenheiten zu mischen, Sir - ich nenne das verflucht wenig

höflich -, dann muß ich zugeben, daß ich einige Daten dazu geliefert habe.«

Die hohe Meinung, die Bones von sich selbst hatte, kam daher, daß er die wütende Frau des Sergeanten Ahmet Ali tatsächlich beruhigt hatte, die von dem Weib des Gemeinen Mahmud Kabbatt verleumdet worden war. Die Männer der Frauen waren damals von der Station abwesend, und Bones hatte sich selbst die Aufgabe gestellt, das gute Einvernehmen zwischen den Kanofrauen wiederherzustellen, deren Streit so ausartete, daß sie in ihren Hütten nach den Rasiermessern ihrer Männer suchten und merkwürdigerweise hatte er vollen Erfolg.

»Sicher, Sie sind ein großer Friedensstifter, Bones«, rief Hamilton. »Sie sind zu schade für den Dienst an der Küste. Wenn es wieder ein Kriegspalaver gibt« - er wandte sich an Sanders -, »wollen wir Bones hinaufschicken, damit er seine Persönlichkeit auf die Kriegswütigen losläßt. Unglücklicherweise sind wir aber im tiefsten Frieden.«

»Fassen Sie Holz an«, sagte Sanders und berührte selbst das Verandageländer.

Bones winkte Patricia hinter dem Rücken seines Vorgesetzten und legte seinen Finger auf Hamiltons Tropenhelm. Das machte den beiden unheimlichen Spaß.

»Oh, Sie Reichsbaumeister«, sagte Hamilton ärgerlich.

Sanders hatte ganz recht, Holz zu berühren, denn am oberen Lauf des Stroms war Krieg im Anzug.

Bosambo, der Oberhäuptling der Ochori, war gewöhnlich geduldig und freundlich. Aber sobald eine gewisse Grenze überschritten war, wurde er schroff und grob. Vor kurzer Zeit hatte er sich über Gigini geärgert, und seine Geduld war nun zu Ende. Gigini, der älteste Sohn von M'furu, dem Oberhäuptling der inneren N'gombi, war ein Schwätzer, der seine Zuhörer mit seiner endlos bilderreichen Sprache zur Verzweiflung bringen konnte. Er gebrauchte alles, was man im Wald, am Strom und am Himmel sehen konnte, um seine Reden mit Vergleichen zu schmücken.

»Seitdem die Sonne aufging, habe ich dir nun zugehört, Gigin i«, sagte der ermüdete Bosambo, »und du hast mich mit den starken Riesenbäumen des Urwaldes und den kleinen Webervögeln verglichen, auch mit Schlangen und Affen, aber ich bin nicht klüger geworden. Auch hast du von Königen, von Häuptlingen und von Leuten gesprochen, als wären sie Leoparden und Ameisen, und ich weiß immer noch nicht, was du willst.«

»O mein Herr Bosambo, ich bin ein großer Redner«, sagte der andere stolz, »und ich bin sehr schlau. Nur wenige verstehen mich, denn ich bin ein großes Geheimnis. Oft sitze ich taglang im Wald und denke herrliche Reden

aus, die allen Leuten außer mir rätselvoll sind. Deshalb nennt man mich O'Kochuru, den wunderbaren Sprecher.«

Bosambo schaute Gigini an und hielt ihn offenbar für ein wenig verrückt. Aber seine Augen waren klar, und seine Haut glänzte. Und wenn er auch etwas abschweifend redete, so sprach er doch zusammenhängend.

»Gigini«, sagte Bosambo, »weil dein Vater ein großer Häuptling und mein Freund ist und weil calacala, vor sehr langer Zeit, du zu mir in den Wald deines Vaters kamst und mir zeigtest, wo das Okapi sich aufhielt, so will ich viel für dich tun. Erzähle mir jetzt bitte keine Rätsel, sondern sprich offen zu mir, denn ich habe nun seit Sonnenaufgang hier mit dir gesessen, und ich bin müde geworden.«

Aber gerade heraus zu sprechen war nicht die Art Giginis, und er erzählte wieder ein Rätsel, das allerdings einfacher als alle früheren war.

»Zehn Männer gingen im Dunkel der Nacht hinaus, um an einem kleinen Strom zu fischen. Und das, was sie mit sich nahmen, war so groß wie ein Boot. Als es aber regnete, blieb nichts davon übrig.«

»Salz«, sagte Bosambo.

»Ein Vater hatte einen guten Sohn, aber der Vater war grausam und schlug die Frucht, die von ihm kam, als der Sohn ihn bestahl. Aber es war gar kein Diebstahl. Denn eines Tages würde doch der Vater sterben, und alles, was er hat, gehört dann seinem Sohn. Aber noch mehr, es war eine Schande, daß die Stadt der inneren N'gombi sehen mußte, wie ihr zukünftiger Häuptling geschlagen wurde, weil er der Frau des Sklaven M'lamikosogo zehn Säcke Salz geschenkt hatte.«

»O Gigini, dein Vater wird dich schlagen, weil du ihm zehn Säcke Salz weggenommen und sie einer Frau geschenkt hast; aber ich will dir zehn Säcke Salz geben, und eines Tages, wenn du Häuptling bist, wirst du sie mir wieder zurückerstatten. O ko! - sitze ich hier von der Zeit, wo die Sonne unter den Bäumen scheint, bis zu der Zeit, da sie keinen Schatten mehr wirft, wegen Salz?«

»O Herr«, sagte der beschämte Gigini, »das ist noch nicht alles. Denn mein Vater hat viele Leute, die keine Männer sind, die frei, aber doch gebunden, lebendig und doch tot sind.«

»Also Sklaven!« sagte Bosambo verzweifelt. »O du Zunge, die läuft wie ein Strom o du Affe, der dauernd Tschibitschi sagt, erzähle mir alles, was du mir sagen willst, bevor der Schatten meinen Fuß berührt - oder kehre heim!«

Der gesprächige Mann erzählte ihm von seinem Kummer. Sein Vater hatte einen Sklaven, dem zwei Finger an der rechten Hand fehlten, und deshalb hätte er eigentlich getötet werden müssen. Denn die Eingeborenen beseitigen

heimlich die Verstümmelten und die Mißgestalteten. Und alle Gesetze der Europäer und der weißen Leute sind nicht imstande, sie an dieser schrecklichen Zuchtwahl zu hindern. Dieser Sklave nun hatte Gigini bei seinem Vater verraten und ihm von dem Salz erzählt, das er der Frau gegeben hatte. Und nun wollte Gigini ihn umbringen.

»Und weil du mein Freund bist, Bosambo, so bitte ich dich, diesen Mann zu kaufen und ihn mir zu geben. Denn der Häuptling, mein Vater, will nicht, daß ich ihn nehme. Und wenn ich ihn töte, und er ist nicht mein Sklave...«

Bosambo erhob sich. »Gigini«, sagte er, »Salz magst du haben aus meinem großen Vorratshause, das Sandi mir gegeben hat, weil er mich liebt; aber ich kaufe keine Sklaven, und wenn ich sie kaufe, dann behalte ich sie für mich. Auch hat Sandi das Wort gesprochen, daß kein Mann sterben soll, es sei denn durch seine Hand, ob er nun Sklave oder ein Freier ist. Und ich bin Sandis Mann, ich halte das Gesetz vor ihm in diesem ganzen Lande, und ich sage dir, Gigini, wenn du diesen Sklaven tötest und mir das zu Ohren kommt, so werde ich dich nehmen und dich meinem Herrn bringen. Das Palaver ist aus.«

Gigini ging fort und nahm zehn Säcke Salz mit sich, und Bosambo hörte einen Monat lang nichts mehr von ihm. Dann brachten eines Tages die Kundschafter die Nachricht aus der Stadt der inneren N'gombi, daß M'furu seinen Sohn wieder in Gnaden aufgenommen und ihm zwei Sklaven geschenkt hatte; dem einen fehlten ein paar Finger der rechten Hand. An diesem Tage nahm Bosambo eine Taube aus dem großen Käfig, der im Schatten der Bäume errichtet war, und warf sie in die Luft. Er beobachtete sie, wie sie ihre Kreise immer höher und höher zog, bis sie sich nach Süden wandte und verschwand.

Zwei Tage darauf flatterte eine andere Taube zu Bosambos Käfig hernieder, die sehr müde und hungrig war. Er nahm sorgsam den kleinen Bogen dünnen Papiers, der an dem roten Bein des Vogels befestigt war, glättete ihn und las mit einiger Anstrengung die Antwort auf seine Botschaft.

»An Bosambo in der Ochonstadt.

Friede sei mit deinem Hause.

Sende Botschaft zu Gigini, dem Sohne des M'furu, daß ich kommen werde, wenn die Regenzeit zu Ende ist. Dann soll er diesen Sklaven ohne Finger zu mir bringen. Und später werde ich wiederkommen, und er soll mir den Sklaven wieder bringen, und wenn er sagt, daß er auf eine weite Reise gesandt oder gestorben oder krank ist, dann werde ich Gigini, den Sohn des M'furu, mit mir nehmen zu dem Dorf der Eisenketten, und dort wird er so lange bleiben, bis sein Sklave zurückkehrt.

In meinem feinen Hause, wo der Strom sich ins Meer ergießt.«

Bosambo gab gerade seinen Boten vor der Hütte Anweisungen, als er einen schrillen Ausruf am Südende des Dorfes hörte. Sofort stand er auf. Viele Stimmen schrien: Salz! Salz! Er sah, wie die Menge sich teilte und einen von Schlamm bespritzten Mann durchließ, der schwankend auf ihn zulief. Eine Minute später warf sich der Ankömmling zu seinen Füßen nieder. Sein Atem ging schnell, seine Arme und Beine waren zerschunden und zerkratzt und bluteten. Der Mann hatte den ebenen Pfad verlassen und war durch das dornige Gebüsch geeilt. Bosambo sah interessiert auf die Hand, die sich bittend zu ihm erhob - es fehlten ihr zwei Finger.

»Salz -« rief der Mann mit heiserer Stimme.

Bosambo schaute auf ihn nieder und faßte an sein Kinn. Die Augen des Mannes starnten in Furcht auf ihn. Er sah Bosambo scharf und eindringlich an, denn sein Leben hing davon ab, was der Häuptling im nächsten Augenblick tat. Bosambo wandte sich zu einem seiner Ältesten, nickte ihm zu, und dieser verschwand in der Hütte.

Die scharfen Augen Bosambos schauten den Weg entlang, den der Mann gekommen war. Er sah einige Männer vom Walde aus die Dorfstraße im Laufe dahereilen, das Sonnenlicht glitzerte auf ihren Speerklingen.

Der Älteste kam inzwischen mit einem kleinen Haufen Salz in der Hand zurück, den er in Bosambos offene Hand schüttete. Der Häuptling neigte sich vor und reichte dem Mann das Salz. Mit zitternden Fingern nahm er eine Prise und strich sie vorsichtig und behutsam auf seine Lippe. Der Häuptling folgte seinem Beispiel, er netzte seine Finger leicht, berührte das Salz und dann seine Lippen. Dann schüttete er es in die Hand des wartenden Ältesten und lehnte sich erwartungsvoll zurück.

Gagini bahnte sich an der Spitze seiner vier Speerleute mit den Ellenbogen einen Weg durch das umherstehende Volk. »Dies ist mein Sklave, Bosambo!« sagte er.

Bosambo streckte seine Hand aus. Der weiße, glitzernde Salzstaub war noch an der Handfläche zu sehen. »Sieh her, Gagini!« sagte er. »Dieser Mann hat Salz gegessen!«

Das Gesicht des jungen Mannes war von Wut entstellt. »Er ist mein Sklave«, wiederholte er.

Man hörte ein Murmeln in der großen Menge, die herumstand. Denn Giginis Beharrlichkeit war unschicklich. Wenn ein Sklave seinem Häuptling entkommt und von einem anderen Salz empfängt, dann hat er durch diese Zeremonie seinen Herrn gewechselt. Das ist seit undenklichen Zeiten das Gesetz des Landes.

»Salz ist Salz«, sagte Bosambo barsch, »und ich sage dir, Gigini, daß dieser Mann ein Sklave der Ochori ist und unter dem Schutz meiner Speere steht.«

»Bin ich so gering? Bin ich nicht der Sohn des M'furu, des großen Häuptlings?«

»Wer weiß?« antwortete der philosophische Bosambo. »Aber wenn du der Häuptling aller Häuptlinge wärest, dieser Mann ißt Salz.«

Gigini beherrschte sich mit äußerster Anstrengung. Er wußte sehr wohl, daß Drohungen ihm nichts nützen würden.

»Bosambo, du warst mein Freund und der Freund meines Vaters. Ich habe dir viel zu Gefallen getan, und wir waren wie Brüder.«

»Und ich habe dir zehn Sack Salz geliehen«, erwiderte Bosambo, »das ist das größte von allem. Ich dachte, du wärest nun gekommen, um sie mir zurückzubringen und einen Sack dazu als Zinsen, denn ich bin sehr arm.«

»Ich will dir zwanzig Säcke bringen«, sagte Gigini eifrig, »auch zehn Faden Tuch und zwei Schweine, und dann wirst du mir meinen Sklaven zurückgeben.«

Wieder er hob sich ein unwilliges Murmeln. Denn ein Sklave -. In einigen Teilen Afrikas, besonders am unteren Kongo, wurde der Tausch durch gemeinsamen Genuß von Ziegenfleisch, in anderen durch das Brechen von Brot vollzogen. Die Sitte läßt sich leicht auf semitische Einflüsse zurückführen, die man in ganz Zentralafrika beobachten kann. Wahrscheinlich geht sie auf die frühe Blütezeit des babylonischen Reiches zurück. E. W. der seine Freiheit dadurch erlangt, daß er sich der Gefahr unterzieht und um Salz bittet, kann nicht mehr verkauft werden. Er erhält durch diese sonderbare Zeremonie seine Freiheit, und nach dem Gefühl der Ochori war es selbstverständlich, daß dieser alte Brauch in Kraft bleiben mußte.

»Das Palaver ist aus«, sagte Bosambo.

»Du wirst dich an mich erinnern«, sagte Gigini und schlug seine Fäuste zusammen.

»Gigini, wenn ich in mein feines Vorratshaus gehe, dann sehe ich dort zehn Kreise, mit weißem Staub umgeben, wo einst zehn schöne Säcke Salz standen. Und wenn ich an diese schönen Säcke denke, dann will ich mich auch an dich erinnern.«

Gigini entfernte sich mit seinen vier Speerleuten. Der Sklave, der zwei Finger verloren hatte, wurde ein freier Mann unter den Ochori, und Bosambo erfuhr, daß er M'lamikosogo hieß und daß er derselbe war, dessen Weib Gigini zehn Säcke Salz geschenkt hatte.

Nach zwei Wochen kam M'furu mit dreihundert Speerleuten, den besten Kämpfern seines Stammes, in der dunkelsten Stunde der Nacht an die Grenze der Ochoristadt. Aber leider hatten sie keine Gelegenheit, ihre Stärke und Gewandtheit zu zeigen.

Unglücklicherweise führte M'furu selbst die Schar an. Sie gingen im Gänsemarsch, einer hinter dem andern, den Waldweg entlang, der in den Ort führte. Bosambo hatte aber eine große Elefantenfalle gerade in der Mitte des Weges angelegt, der zu dem königlichen Kral führte. M'furu und sein Sohn, die der Ehre gemäß an der Spitze marschierten, befanden sich plötzlich auf dem Grunde dieser über drei Meter tiefen Grube, bevor sie sich überhaupt überlegen konnten, daß der Boden, auf den sie traten, nicht fest war. Die Krieger aber, die ihnen folgten, liefen entsetzt davon.

Die Seiten der Grube waren fein geglättet - Bosambo hatte ihre Herstellung selbst beaufsichtigt. Weder M'furu noch sein Sohn konnten an den Wänden einen Halt finden. Oben an den Kanten waren alle langen Gräser und Sträucher sorgfältig entfernt. Selbst mit Hilfe ihrer Speere konnten sie nicht aus der Grube heraus kommen, und wenn sie den Rand wirklich erreichten, wurden sie von den vier Wächtern wieder zurückgestoßen, die geduldig am Rande der Falle im Gebüsch hockten und das taten, was ihnen der Häuptling befohlen hatte.

Zu alledem regnete es noch, und ein Eingeborener, der eine Nacht unter solchen Umständen zubringen muß, befindet sich in einem sehr traurigen Zustande. Als es Morgen wurde, kam Bosambo mit gut gespieltem Erstaunen zu der Grube und half seinen beiden Opfern aus der Falle heraus. Seine Feinde, Vater und Sohn, waren entschieden unglücklich, um so mehr, als sie sich über Bosambo nicht im mindesten beklagen konnten. Denn auf seinem Gebiet hatte er das Recht, mit Speer und Bogen zu jagen, Fallen zu stellen, Netze auszulegen und Fische zu spießen.

Er behielt sie zwei Tage bei sich und bewirtete sie mit verdorbenem Fisch und schlechtem Maniokkuchen, so daß sie böse Leibscherzen bekamen. Dann schickte er sie wieder zu ihrem Dorf. Aber die beiden schworen ihm fürchterliche Rache.

»O Herr Bosambo«, sagte Gigini, als er fortging, und seine Stimme überschlug sich dabei vor Wut und beleidigter Eitelkeit, »ich habe wunderbare Gedanken, und ich werde mich in den Wald setzen und Rätsel ausdenken, die niemand lösen kann.«

»Schaffe mir lieber durch deine Rätsel die zehn Säcke Salz wieder her«, sagte Bosambo kalt, »die du der Frau gabst, deren Mann du töten wolltest. Ist das nicht die Lösung deines Rätsels, Gigini?«

M'furu und sein Sohn hielten zusammen langen Rat, und sie riefen auch

mehrere weise Leute zu ihrem Palaver, die schlau und verschlagen waren. Sie sprachen über alle denkbaren Arten, wie sie Bosambo erniedrigen könnten, aber nichts fand ihren Beifall.

»Wenn wir zu Sandi gehen«, sagte Gigini, der eine der Möglichkeiten besprach, »wie können wir ihm sagen, weshalb wir mit unseren Speeren zur Ochoristadt gegangen sind? Denn jedes Blatt im Walde ist ein Ohr für ihn und jede Blume ein Auge.«

»Und wenn du, o König, deine jungen Leute zu einem blutigen Überfall mitnimmst«, sagte einer der Weisen, die an der Zusammenkunft teilnahmen, »und du dem Lauf des Stromes folgst, wie kannst du Bosambos Wächtern entgehen, die bei Nacht den Strom bewachen? Mir scheint es doch das beste, daß Gigini, der Rätsel machen kann, zu Sandi geht und durch seine große Kühnheit und Schlauheit Sandi beeinflußt, Bosambo zu bestrafen.« Die Leute im Palaver beschlossen es also so, nachdem dieser Ratgeber einen ganzen Tag lang die Sache auseinandergesetzt hatte. Es war aber bemerkenswert, daß keiner von der ersten Veranlassung des Streites sprach. Distriktsgouverneur Sanders hielt bei den Isisi Gericht ab, und die weiße »Zaire« war umgeben von den Booten der Recht Suchenden. Gigini, der Sohn eines regierenden Häuptlings, wurde sofort vorgelassen.

»O Herr«, sagte er, »ich habe ein großes Rätsel.« Er setzte sich zu Füßen des Distriktsgouverneurs auf dem sonnenbeschienenen Deck nieder und richtete sich häuslich ein, um einen schönen Morgen an Bord zu verbringen. »Mein größter Feind ist eine rote Schlange hinter einer Hecke von Dornen«, begann er dann.

Dieses erste Rätsel hatte nur den Zweck, den anderen zu verwirren oder wenigstens zu verblüffen. Aber Sanders wußte die Antwort, denn er kannte alle Sprichwörter der Eingeborenen, und die Lösung dieses Rätsels gründete sich auf ein solches.

»O Gigini«, sagte er, »du sprichst von eines Menschen Zunge, die hinter den Zähnen sitzt. Und du wolltest mir erzählen, daß deine Feinde schlecht von dir sprechen. Nun sage ich dir, daß keine Zunge gefährlicher ist als deine eigene. Und du sollst offen mit mir reden, denn ich bin hier, um das Gesetz in geraden, offenen Worten zu geben und die Klagen der Leute ohne Widerwillen zu hören. Ich sage dir, wenn du mir noch ein Rätsel erzählst, dann werde ich dir antworten: Gigini, gehe heim, denn es ist ein sehr schwieriges Palaver, und du mußt drei Monate warten, bis ich die Antwort auf das Rätsel gefunden habe.«

Gigini erfaßte die Lage richtig und erzählte nun von seinem Kummer.

»Bosambo hat ganz richtig gehandelt«, sagte Sanders, als Gigini geendet hatte. »Denn das Gesetz vom Salz ist nicht nur das Gesetz dieses Gebietes,

sondern es gilt in dem ganzen großen weiten Lande. Dein Sklave ist von dir gegangen, und damit ist die Geschichte zu Ende.«

Er stand von seinem Segeltuchstuhl auf und schaute auf den Mann hinunter, der vor ihm saß.

»Du hast mir viel erzählt, Gigini, aber von einer Sache hast du nicht gesprochen.« Er machte eine Pause und blickte den Häuptling ruhig und sicher an. »Was ist das mit der Frau?«

»Die Frau, o Herr,« stammelte Gigini, »o ko, nun denke ich, daß du Ohren hast, die größer sind als die eines Elefanten. Denn niemand weiß von dieser Frau außer mir und dem Häuptling, meinem Vater.«

»Und dem Sklaven,« sagte Sanders sanft.

Gigini bewegte sich unruhig hin und her, ihm war nicht wohl zumute, er war sehr erregt.

»Eines Sklaven Weib ist auch eine Sklavin,« sagte Sanders. »Aber man hat mir berichtet, daß sie in einem deiner Dörfer wie eine Königin lebt und andere Weiber hat, die ihr aufwarten, und junge Männer, die vor ihr tanzen.«

»O Herr, du weißt alle Dinge,« sagte Gigini und schluckte bitter.

Sanders kehrte einige Tage später zu seinem Hauptquartier zurück und hielt am Abend seiner Rückkehr nach dem Essen einen Staatsrat ab, wie Leutnant Tibbets es so schön nannte. Es stand zwar nicht in Übereinstimmung mit den Vorschriften, welche die Regierung für die Kronkolonien ausgegeben hatte, daß einer der vier Teilnehmer ein schlankes Mädchen mit lachenden grauen Augen war. Aber Patricia Hamilton hatte sich bei diesen »Frauenpalavern« unentbehrlieblich gemacht. Und selbst die Tatsache, daß man es hier mit den einfachsten Leidenschaften eines Volkes zu tun hatte, störte niemand außer Bones, der unnötigerweise an Stellen, die ihm anstößig erschienen, laut hustete.

»Es ist wahrscheinlich nur ein Salzpalaver,« sagte Sanders, »obgleich wir im letzten Jahr nicht viele solcher hatten. Aber Salzpalaver führen gewöhnlich zu Krieg, und wenn hinter der ganzen Geschichte eine Frau steckt, so sind die Anzeichen nicht sehr günstig. Offensichtlich beabsichtigt Gigini, den Mann um die Ecke zu bringen, nachdem er sie zu seiner Hauptfrau gemacht hat. Es wird ja keine weitere Unruhe aus der ganzen Sache entstehen, wenn die Frau nicht den Wunsch hat, daß ihr Mann getötet wird. Sie heißt übrigens M'seri, wie mir Ahmet erzählte. In diesem Lande gilt es für schlecht, daß eine Frau zur selben Zeit zwei lebende Ehemänner hat. Diese Tatsache hat Einfluß auf ihre Stellung und die Beurteilung ihres Verstandes, und deshalb erwarte ich Unruhen.«

»Warum lassen Sie die Frau nicht deportieren?« fragte Hamilton.

»Das hieße Verschleppung und würde die Unannehmlichkeiten nur vergrößern«, sagte Sanders.

»Natürlich! Ham, ich bin erstaunt über Sie«, sagte Bones tadelnd. »Wie oft habe ich Ihnen nun schon erzählt, daß es in solchen Fällen das beste ist, zu der netten alten Dame zu gehen und ihr zu sagen: Sehen Sie einmal, Mrs. - wie nun gerade der Name ist -, Sie machen uns verteufelt viel Schwierigkeiten -«

»Ich sehe keinen Grund, warum man mit der Frau verhandeln sollte«, sagte Sanders. »Wir können nur jemand mit der ›Wiggle‹ nach oben senden, damit er auf dem Fluß zwischen Ochoristadt und dem Gebiet der Isisi auf- und abfährt. Weder M'furu noch Gigini werden sich dann rühren, wenn sie wissen, daß wir auf dem Posten sind.«

»Ich weiß nicht, ob Bones unrecht hat«, sagte Patricia nachdenklich. »Er hat eine wunderbare Gabe, mit diesen Frauen zu sprechen und sie zu überreden. Warum lassen Sie ihn nicht nach oben gehen und mit ihr verhandeln?«

»Ich habe es!« sagte Bones. »Klarer Verstand!« Er schlug sich an die Stirn. »Ich weiß die richtige Lösung.«

»Was wollen Sie denn machen?« fragte Hamilton neugierig.

Bones schüttelte den Kopf. »Geben Sie mir die ›Wiggle‹ und freie Hand, Sir, und ich werde die verfahrene Geschichte wieder in Ordnung bringen. Liebe gute Schwester, ich werde nicht umsonst der große Friedensstifter genannt. Wenn ich erst mit ihnen gesprochen habe, werden sie in vierzehn Tagen ein girrendes Taubenpärchen sein. Verlassen Sie sich auf Ihren alten Bones..«

»Was ist denn Ihr Plan?« fragte Sanders.

»Geben Sie mir freie Hand«, sagte Bones majestätisch. »Geben Sie mir freie Hand, lieber, guter Sir, ich habe einen kleinen, feinen Plan, der Napoleon Ehre gemacht hätte..«

Am nächsten Morgen dampfte Bones mit großem Vertrauen auf das Gelingen seines Planes ab.

Er legte zuerst bei der Ochoristadt an und hatte dort mit dem Mann, dem zwei Finger fehlten, eine lange Unterredung.

»O Herr, ich bin von den inneren N'gombi«, sagte dieser, »calacala, vor langer Zeit, wurde ich zum Gefangenen gemacht, und seitdem bin ich immer Sklave gewesen. Auch M'seri, die Frau, ist von meinem Stamme. Ich baute eine Hütte und gab ihrem Vater zwei fette Hunde und eine Ziege als Kaufpreis für sie. Sie war eine wunderbare Tänzerin, und Gigini wollte sie als sein Weib zu seiner Hütte nehmen. Aber sein Vater ließ es nicht zu, daß

sein Sohn ein Sklavenweib heiratete. Deshalb gab es ein großes Palaver, und M'furu schlug seinen Sohn. Auch schlug er mich, aber er tötete mich nicht, weil er Sandi fürchtete. Aber M'seri sprach jede Nacht in Giginis Ohr und weinte, weil ich nicht getötet war, denn sie haßte mich. Sie sagte auch, daß es eine Schande für sie sei, wenn ich lebte und sie Giginis Weib sei. Dann kaufte mich Gigini, und M'seri hielt ein geheimes Mordpalaver mit ihm im Walde. Aber eines seiner Weiber schnitt den Riemen durch, mit dem ich gefesselt war.«

»Das tut mir sehr leid, du Ärmster!«, sagte Bones mitfühlend. Er sprach englisch, denn Bosambo, der doch etwas von dieser Sprache verstand, war zugegen und liebte es, seine Kenntnisse zu zeigen, die er in der Missionsschule in Monrovia erlangt hatte.

»Dies Weib sie nicht sein gut«, sagte er. »Sie sein schlecht. Sie denken vor machen tot diesem Mensch eine Zeit. Dann sie heiraten diesem Giginilump.«

»Mein lieber Bosambo«, sagte Bones entsetzt. »Deine Sprache! Wo hast du nur wieder dieses Wort ›Lump‹ her?«

»Es sein feine Wort«, sagte Bosambo stolz. »Viel von Schiffskerle brauchen um.«

Bones hatte einen Plan und erklärte ihn nun in den schönsten Bomongoworten. Der Mann der M'seri hörte ihm hocherstaunt zu. Er verstand einiges davon, und seine Augen leuchteten, aber ein Teil des Planes ging weit über seinen Verstand hinaus.

Als nun der frühere Mann der M'seri allem zugestimmt hatte, was Bones tun wollte, obgleich er kaum einen der vielen Gründe begriff, die Bones ihm erklärte, schrieb der junge Offizier einen Brief an das Hauptquartier.

»Euer Excellenz, meine Damen und Herren, ich habe das Unmögliche fertiggebracht! Meine Idee war wie folgt. Versöhne den Ehemann mit seiner Frau, zeige ihr, wie niederträchtig sie sich benommen hat etc., mache, daß sie ihren Schritt bereut und daß sie sich sehr schämt, und dann laß sie sich still mit ihrem treuen Liebhaber entfernen. Gigini wird natürlich aufgebracht sein, aber ich werde zu ihm sprechen, denn ich habe einen wundervollen Grund, der die Sache schon in Ordnung bringt, in Ordnung bringt, meine liebe, alte Excellenz, verlassen Sie sich auf Ihren Bones!! Es wird keine Unruhe, kein Kriegspalaver geben. Alles wird ruhig vor sich gehen, und Sie werden nicht wissen, daß der Sammethandschuh von der eisernen Faust abgezogen wurde. Grüße für meine edle Freundin Patricia und meinen alten, netten Centurio Ham. Bones, P. B. (Fax Britannica).«

Am Ende einer langen, breiten Straße, die durch die stattlichen hohen Baumreihen des N'gombiwaldes führt, liegt auf einem Hügel das hübsche

Dorf N'chu. An der Spitze dieser Ortschaft machte Bones mit seiner kleinen Begleitmannschaft halt und gab dem einen Mann nochmals genaue Anweisung.

»Du sollst im Walde verborgen bleiben«, sagte er. »Aber du mußt dich so aufstellen, daß du mich sehen kannst. Und wenn ich dir mit der Hand winke, dann gehst du heimlich zu der Hütte deines Weibes, und du sollst sehr lieb zu ihr sein, und dann nimmst du sie mit zur Stadt Bosambos.«

Bones selbst ging durch das Dorf und machte vor der größten Hütte halt. Er traf eine sitzende Frau, die in einem großen Behälter mit einer Keule Korn zerstieß, eine Frau mit geradem, aufrechtem Rücken und kleinem, stolzem Kopf, der zierlich auf ihrem geschmeidigen Körper saß. Sie schaute Bones neugierig und furchtlos an.

»Oh, M'seri«, sagte er, »Sandi hat mich geschickt, damit ich ein Palaver mit dir und auch mit Gigini abhalten soll.«

»Gigini ist im Walde, Herr«, sagte sie und fuhr fort, ihr Korn zu stampfen.

»Dann will ich ein Palaver mit dir abhalten, M'seri«, sagte Bones, »denn das Herz Sandis ist sehr traurig, weil du deinen Mann verlassen hast und zu der Hütte von M'furis Sohn gegangen bist.«

»Mein Mann war ein Sklave und ein Hund«, sagte sie ruhig, »und Gigini hat mir viele Stücke Tuch gegeben und Salz und andere Schätze.«

»Aber dieser Mann, dein Gatte, liebt dich, M'seri«, sagte Bones. »Jede Nacht weint er nach dir in seiner leeren Hütte.«

»Wenn er tot wäre, würde er nicht weinen«, antwortete die Frau und stampfte ihr Korn mit großer Energie.

»Oh, M'seri«, fuhr Bones fort, »wenn er nun zu dir käme, würdest du ihn bewillkommen?«

Sie dachte nach. »Wenn er käme, Tibbetti? Ich wünschte, er würde kommen«, sagte sie.

Bones' Augen leuchteten auf. »Gehe zu deiner Hütte, M'seri«, sagte er, »und ich werde ein Palaver mit meinem Gast abhalten.«

Sie zögerte, aber dann gehorchte sie, hob den schweren Steintrog und die Keule auf und verschwand in der Hütte. Der Mann, der im Walde wartete, kam auf Bones' Signal schnell herbei.

»Gehe jetzt hinein«, sagte Bones leise. »Sie ist dort.«

Er sah, wie der Mann in die dunkle Öffnung eintrat, und nahm sein Notizbuch heraus.

»Mein lieber, guter Distriktsgouverneur«, schrieb er, »ich habe meine List

ausgeführt. Ohne Umschweife und ohne Schwierigkeiten habe ich...«

Er hielt inne. Man hörte den Schrei eines Weibes in der Hütte, der mit einem Seufzer endete.

»Ich habe sie beruhigt, alles ist in Ordnung.«

Es war große Aufregung in der Hütte - Bones hörte den Mann ohne Fingerscharfe Worte sagen. Dann erschien er. Er war außer Atem und blutete aus einer langen Wunde in seiner Schulter.

»O Herr, es ist vorbei«, sagte er.

Bones staunte.

»Ich habe die Frau mit meinen Händen umgebracht«, sagte der Mann, »Gigini aber, der in der Hütte verborgen war, habe ich mit seinem eigenen Speer durchbohrt.«

Bones erhob sich sprachlos.

»Jetzt will ich M'furu, den Vater, töten und sein Dorf niederbrennen!«

Damit wandte sich der Mann und lief in den Wald.

Bosambo hörte die Nachricht und schickte durch Tauben einen Hilferuf zum Hauptquartier. Er nahm sechshundert Speerleute mit sich und schlug den Angriff M'furus, der von Norden kam, zurück, während der damals treu ergebene Häuptling der Isisi den Angriff im Süden aufhielt. Am siebenten Tag kam die »Zaire« den Strom herauf und kartätschte die letzte Widerstandskraft des wütenden Akasavahäuptlings nieder, bevor die Haussas den Palisadenzaun stürmten.

M'furu lag in den letzten Zügen, als Sanders zu ihm kam. Er lehnte mit seinem Rücken an dem Baum, an dem er den Mörder seines Sohnes gekreuzigt hatte. Denn sein früherer Sklave hatte versucht, ihn selbst zu töten.

»O Herr«, sagte er stöhnend, »es wäre besser gewesen, wenn du mir meinen Sklaven zurückgegeben hättest.«

»Es ist besser, daß du stirbst und dein ganzes Land leidet, als daß das Gesetz gebrochen wird«, sagte Sanders ernst.

Vorher hatte er einen sehr kleinlauten Bones getroffen, der auf der Flucht vor den Kriegskanäus M'furus stromabwärts geflohen war und von der »Zaire« gerade noch rechtzeitig gerettet werden können.

»Es war mein Fehler, Bones«, sagte Sanders. »Ich hätte nicht erlauben sollen, daß Sie ohne die nötige Ausrüstung ins Land gingen. Ein Friedensstifter, der nicht von einer Hotchkißkanone unterstützt wird, ist eben kein Friedensstifter. Er ist nur eine Herausforderung für die Leute.«

Sandis Sohn

Tigibini, der Häuptling von Bulagongo, nahm sein siebentes Weib. Seine Wahl fiel auf die Tochter M'kurus, eines kleinen Akasavahäuptlings, aber er fragte das Mädchen nicht nach seiner Meinung. Tigibini lebte in einem kleinen Dorfe an dem ›Strom, der aus dem Walde kommt‹, und er war Herrscher, Gesetzgeber und Scharfrichter in einer Person. Er hatte vierzig junge Leute unter sich, die mit solcher Schlauheit und blitzartigen Geschwindigkeit Fische Speeren konnten, daß es bewundernswert war. Aber auch Männer konnten sie mit derselben Geschicklichkeit durchbohren, und sie kümmerten sich wenig darum, ob es recht oder unrecht war.

M'kuru, der Vater des Mädchens, saß auf seinem Lager, einem langen, niedrigen Gestell aus Eschenholz, über das die Haut eines Antilopenbocks gespannt war. Er zupfte aufgereggt an seinen dünnen, grauen Barthaaren.

»Ich freue mich sehr, Tigibini, daß du eine Frau aus meinem Stämme zum Weibe begehrst«, sagte er furchtsam. »Aber ich denke, daß du eine bessere Frau finden wirst als K'misi, auch spricht man davon, daß in Bulagongo Geister umgehen. Du hattest schon sechs Weiber, Tigibini, und wo sind sie? Ihre Kochtöpfe sind zerbrochen, und sie sind tot.«

»Frauen sterben leicht, M'kuru«, sagte der Freier und zeigte seine weißen Zähne in einem schnellen, begierigen Lächeln. »Und wer bin ich, daß ich schlechte Worte über Geister und Teufel sagen kann, denn sind sie nicht gleich Fliegen und Gras an allen Orten?«

»Mein Herr Tigibini«, sagte M'kuru demütig, »ein junger Mann meines eigenen Volkes begehrt sie zur Frau.«

Tigibini unterbrach ihn. »Zehn Säcke Salz und tausend Ruten bringe ich dir. Welcher junge Mann wird dir soviel geben? Die Frau soll einen großen Messingring um ihren Hals haben, wie ihn noch keine meiner anderen Frauen besaß. Nun sage ich dir dieses, M'kuru.« Er erhob sich und stand mit gespreizten Beinen düster und befehlend vor dem anderen. Seine starken Arme waren vom Handgelenk bis zum Ellenbogen mit glänzenden Stahlringen geziert. »Ich wünsche diese Frau, und du sollst sie mir geben. Denn du bist ein einzelner Mann, du hast keinen großen Stamm, du lebst allein und speerst Fische. Und meine jungen Leute sagen, daß du einen bösen Fetisch hast, der die Fische vertreibt.«

»Herr«, erwiderte M'kuru beunruhigt, »ich habe keinen Fetisch!«

»Eines Tages werden sie tanzen«, sagte Tigibini bedeutungsvoll, »und wer soll sie an diesem Tage zu ihren Hütten zurückrufen?«

M'kuru fuhr mit der Hand über den trockenen Mund. »Tigibini«, sagte er zitternd, »die Frau soll dein sein.«

So nahm der Häuptling das Mädchen in seinem Kanu mit sich. Er fuhr unter den überhängenden Zweigen der Bäume durch, die den kleinen Strom einrahmten. M'kuru aber strich heimlich Staub auf seine Brust und summte leise den Totengesang der Akasava, der so beginnt: »Geist, hier ist eine Axt, um Bäume zu schlagen, hier ist ein Gefäß, um Wasser zu schöpfen.«

K'misi lernte ihre Pflichten in drei Lektionen, und jede Lektion endete mit Prügeln. Tigibini nahm dazu seine Nilpferdpeitsche, die aus dünnen Riemen bestand. Das Mädchen empfand den Schmerz und war tief gekränkt.

Am fünften Tage ihrer Ehe ging sie in den Wald, obwohl ihr Herr strengstens befohlen hatte, daß sie seine Hütte während seiner Abwesenheit nicht verlassen solle. Nach langem Suchen fand sie eine Pflanze mit leuchtendblauen Blüten. Sie nahm sie sorgfältig aus der Erde, brach die radieschenähnliche Wurzel ab und versteckte sie in ihrem Gewand. Dann suchte sie weiter. Als sie zu ihrer Hütte zurückkam, hatte sie ein halbes Dutzend Wurzeln und verbarg sie in einem Loch, das sie ausgrub.

Diesen Abend wurde sie mehr gepeitscht als zuvor, da die Fische ihren Standort geändert hatten und sich näher an der Mündung des großen Flusses aufhielten. Und da Tigibini gezwungen war, ihnen zu folgen und zwei Tage abwesend sein mußte, war es unumgänglich notwendig, der Frau Beschäftigung für ihre Gedanken zu geben.

»Weib«, sagte er atemlos, als er seine Augen schloß und die Riemen hinter sich warf, »wenn du deine Peitsche vor dich legst und sie ansiehst, so sei sicher, daß du sie eines Tages fühlen wirst. Ich gehe diese Nacht auf eine Reise, und du sollst an mich denken.«

Die zitternde Gestalt auf dem Boden seufzte und erhob sich. »O Herr«, sagte K'misi leise, »ich werde an dich denken.«

Die Frauen Tigibinis waren gestorben, weil sie kein Verlangen mehr nach dem Leben gehabt hatten. Obgleich er einen bösen Ruf hatte und in allen Fischerdörfern an dem Strom, der aus dem Walde kommt, verhaßt war, besaß er doch große Macht, und seine vierzig jungen Fischer mit ihren allzu schnellen Speeren waren so gefürchtet, daß niemand öffentlich von seinen Verbrechen sprach.

Einst hatte er einundvierzig junge Leute unter sich gehabt, aber der einundvierzigste war zu kühn gewesen.

»O Tigibini«, hatte er ihn gefragt, »warum schlägst du deine Weiber, bis sie sterben?«

Tigibini saß am Feuer und sah ihn böse von unten her an, aber er

antwortete nicht. Am nächsten Morgen war der junge Mann verschwunden. Sein Körper wurde an das Ufer des Großen Flusses gespült, das war alles. Und von der Zeit an stellte niemand mehr eine Frage an Tigibini.

Der Häuptling ließ die zitternde K'misi mit ihren bösen Gedanken zurück, fuhr den Strom hinunter und kam am Morgen zu einem Fischfang seines Schwieervaters. Dort setzte er sich nieder, um Fische zu Speeren. Seine Leute nahmen von dem kleinen Dorf Besitz und vertrieben die furchtsamen Leute M'kurus aus ihren Hütten, ohne viel Umstände mit ihnen zu machen.

»Sie sollen im Wald schlafen«, sagte Tigibini zu seinen erschrockenen Verwandten, »denn sie sind ein gewöhnliches Volk, und viele von ihnen sind verrückt.«

»O Herr«, sagte der furchtsame M'kuru, »wenn du diesen Platz einnimmst, wo ich fische, wovon soll ich dann leben? Ist denn nicht Gesetz an diesem Strom, daß alles Wasser zehn Speerlängen nach rechts und zehn Speerlängen nach links Fischgrund für die Dorfbewohner ist?«

»Es gibt an diesem Fluß kein Gesetz außer dem Gesetz des Speeres«, sagte Tigibini, »und dieses Gesetz bringe ich. Denn deine schlechten Fische haben meine guten Fische weggerufen, und ich speere sie jetzt für mich selbst.«

»O Herr«, erwiderte M'kuru, »es ist auch ein Gerede unter meinen Leuten, daß Sandi sich hinten in dem Walde aufhält.« Er zeigte mit der Hand auf das olivgrüne Hinterland. »Sie sagen, daß er mit vielen Trägern reist und ein Palaver mit den inneren N'gombi abhält, und wenn er hierher kommen sollte, würde es sehr beschämend für dich sein.«

»Sandi ist ein weißer Mann«, sagte Tigibini und spuckte verächtlich auf den Boden. »Ich bin zu groß für Sandi, weil ich das Geheimnis der weißen Leute kenne, die uns behexen und heimlich unsere Körper anstatt Tuch verkaufen.* Auch wissen alle Leute, daß Sandi niemals zu Fuß geht, sondern immer in seinem weißen Schiffe kommt. Deshalb glaube ich, daß du dich über mich lustig machen willst.«

Er wandte sich zu seinen anmaßenden Begleitern, die lachend hinter ihm standen.

»Fesselt M'kuru an den Baum!« sagte er.

Sie banden den nackten Häuptling an einen Gummibaum, und Tigibini schlug ihn mit seiner rechten Hand und mit seiner linken Hand, bis die Schreie und Seufzer des alten Mannes verstummt waren.

»Laßt alle dies sehen!« rief Tigibini und wandte sich an die erschrockenen Dorfbewohner, die sich ringsum versammelt hatten und sich in ihrer Furcht gegenseitig festhielten.

»Ich sehe es«, sagte eine Stimme.

* Es ist eine Legende bei den meisten Eingeborenen der Küste, daß Tuch oder Kaliko, bedruckte Baumwollstoffe usw., die in das Land eingeführt werden, aus den Leichen der Eingeborenen gemacht werden. Sie glauben, daß die Körper aus dem Lande hinausgeschmuggelt werden und daß man sie in eine tiefe Grube wirft, aus der das Tuch dann hervorkommt. Es wird ihrer Meinung nach herausgezogen und aufgerollt, bis eine genügende Länge vorhanden ist. Dann wird es abgeschnitten und wieder an die Eingeborenen verkauft. E. W.

Tigibini fuhr herum. Ein hagerer Mann von mittlerer Größe schaute ihn an. Er war in Khaki gekleidet, der große, weiße Tropenhut saß fest und gerade auf seinem Kopf, und seine braunen Hände wirbelten einen Ebenholzstock. Ein kalter Blick kam aus diesen grauen Augen, und der Häuptling bekam ein trockenes Gefühl im Munde.

»O Herr und Gebieter Sandi«, stammelte er, »ich hatte ein böses Palaver mit M'kuru.«

»Ein böses Palaver für dich, Mann! Alle deine Leute sollen ihre Speere in den Boden stecken!« Die jungen Krieger Tigibinis folgten widerstrebend diesem Befehl und wichen zurück.

Einer von Sanders' Haussa-Soldaten sammelte die Waffen ein und band sie zu einem Bündel zusammen. Zwei andere Leute befreiten M'kuru und banden Tigibini an seiner Stelle fest.

»Ich habe von dir gehört, Tigibini«, sagte Sanders, »auch von deinen vierzig jungen Leuten, die dir anhängen und böse Dinge tun.«

Er nahm die Rhinocerospeitsche und bezeichnete einen der Gefolgsleute Tigibinis.

»Schlage ihn einmal«, sagte er zu diesem, »und sei sicher, daß ich es sehe, wenn du ihn nur leise schlägst.«

Alle vierzig kamen an die Reihe und schwangen die Peitsche. Tigibini empfing die Strafe ohne einen Schmerzensschrei, denn er wußte, daß dies das Ende seiner Herrschaft war und daß die Männer, die ihn geschlagen hatten, aus Furcht nie wieder zu ihm kommen würden. Er war nun ein Häuptling ohne Gefolge. Als die Strafe beendet war und der kranke M'kuru zu seiner Hütte zurückgetragen wurde, ließ man Tigibini los.

»Geh zu deinem Dorf zurück. In zwei Monaten wird die Regenzeit eintreten, und einer meiner Offiziere wird zu dir kommen und die Abgaben einheben. Dann sollst du ihm nicht nur die einfache Steuer geben, sondern zweimal soviel, als du sonst geben mußt. Es scheint mir, daß viele Monate gekommen und gegangen sind, seitdem du zum letztenmal mit vollen Händen

in der Residenz erschienst.«

»O Herr, ich bin dein Mann«, sagte Tigibini leise. Ohne weiter ein Wort zu verlieren, ging er zu dem Strom hinunter, stieg in sein Kanu und fuhr zu seinem Dorf zurück. Sein Weib erwartete ihn noch nicht, und er überraschte sie beinahe dabei, wie sie mit großer Anstrengung und Geduld ein gewisses Mehl zusammenknetete, das sie aus den heimlich gesammelten Wurzeln gezogen hatte. Sie schlug die Masse in ein paar grüne Blätter ein und schob sie gerade in ein Versteck, als Tigibini in die Hütte trat.

Sie faltete demütig ihre Arme und wartete, daß er sie schlagen würde, aber zu ihrem größten Erstaunen tat er dies nicht.

»Gib mir zu essen«, sagte er. Sie ging an ihm vorüber ins Freie.

Für gewöhnlich war Tigibini nach der Sitte der Eingeborenen bis zur Mitte nackt, und es kam ihr sonderbar vor, daß er eine Affenhaut um seinen Rücken geschlagen hatte, obgleich die Schweißtropfen auf seiner Stirne standen. Noch mehr wunderte sie sich darüber, daß er seufzte und stöhnte, wenn er eine unüberlegte Bewegung machte.

Aber das größte Wunder für sie war, daß er sie weder an diesem Abend noch am nächsten Morgen schlug.

Tigibini erhob sich in der ersten grauen Morgendämmerung und kroch aus seiner Hütte. Sein Weib hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, sie beobachtete ihn und folgte ihm heimlich. An der Biegung des Flusses kühlte er seine Wunden mit Wasser, und sie sah die Striemen, die quer über seine Schultern liefen. Sie vermutete, woher sie kamen, und ihr Herz schlug in wilder Freude. Sie kroch wieder zurück und bereitete das Morgenmahl, das er schweigend einnahm. Als er es beendet hatte, stand er auf und sagte: »K'misi, ich glaube, du hast einen bösen Ju-Ju, denn seit ich dich gekauft habe, ist kein Glück mehr bei mir. Meine Fische sind fortgezogen, und meine jungen Leute haben mich verlassen. Und auch Sandi hat mich tief gedemütigt.«

Er schaute sie lange und nachdenklich an, und ihr feiner Instinkt sagte ihr, daß er sie umbringen wollte. Aber sie saß ruhig da und gab kein Zeichen von sich, daß sie wußte, was er dachte.

Diese Nacht brachte Tigibini in seinem Kanu zu. Er machte eine Fahrt den kleinen Fluß hinunter und besuchte die Fischerdörfer auf seinem Wege. Nirgends war er ein gern gesehener Gast. In einigen Ortschaften hatte man schon davon gehört, daß er in Ungnade gefallen war, in anderen wußte man noch nichts davon. In einem solchen abseits gelegenen Dorf hörte Tigibini, daß Sanders die weiße ›Zaire‹ hier getroffen hatte und nun nordwärts zu den Ochori gefahren war.

»O Mann«, sagte er zu dem Ältesten des Fischerdorfes, »wieviel Soldaten

hatte Sandi?«

»Er hatte die Soldaten, um die Steuer einzutreiben - vier und vier. Ebenso ging Tibbetti mit ihm, der in dieser Nacht in dem Dorf der vier Teiche weilt. Denn morgen wird Ukušu, der N'gombimann, Tibbetti in einem großen Palaver bitten, sein Weib wegen ihrer Schlechtigkeit zu verbannen.«

Tigibini wollte ursprünglich zu seinem verlassenen Dorfe zurückkehren, wenn seine Nachforschungen beendet waren, aber nun änderte er seinen Sinn.

»Ich habe von Tibbetti gehört, aber ich habe ihn noch nie gesehen«, sagte er. »Man sagt, daß er Sandis Sohn ist.«

»Davon habe ich auch erfahren«, sagte der Dorfälteste.

Tigibini, der am Feuer saß, rauchte eine Eingeborenenpfeife und schien mit den Flammen zu beraten. Denn seine glänzenden Augen starrten unentwegt auf die brennenden Holzblöcke.

»Die Frau, die Tibbettis Mutter ist«, sagte er endlich, als er die Asche aus seiner Pfeife ausklopfte, »muß sehr schön gewesen sein in Sandis Augen, denn Tibbetti, sein Sohn, ist immer bei ihm. Und die Leute sagen: ›Den Sohn zärtlich behandeln ist soviel wie die Mutter lieben.‹« Er machte eine Pause. »Ich schlafe diese Nacht bei dir«, sagte er dann entschieden und legte sich auf der Lagerstatt des Dorfältesten zur Ruhe.

Acht Meilen davon entfernt schlief Leutnant Tibbetti gesund und fest. Im Morgengrauen erhob er sich, um zu baden. Er wollte dabei vollkommen unbeobachtet sein, aber alle kleinen Jungen und Mädchen im Dorfe schauten ihm zu. Sie hatten sich um seine Hütte versammelt und bohrten mit ihren Fingern Löcher durch das Weidengeflecht der Umzäunung.

»Macht, daß ihr fortkommt!« brüllte Bones.

Er spritzte mit Wasser nach den Öffnungen, aber Wasser schreckte die Kinder nicht, die in der Nähe des großen Flusses aufwuchsen. Bones versuchte eine andere List.

»Ich habe einen Ju-Ju«, sagte er geheimnisvoll. »Wenn ihr jetzt nicht gleich eure Gesichter zurückzieht, dann werden eure Augen am Zaun hängenbleiben!«

Diese fürchterliche Drohung wirkte. Bones hatte Zeit zu baden und sich zu waschen und dann seinen Morgenspaziergang zu machen. Er ging viermal die Dorfstraße auf und ab, mit einer Geschwindigkeit von sechs Meilen die Stunde. Die Dorfbewohner kannten diese Gewohnheit an ihm, und man glaubte allgemein, daß er dies tun müsse, weil seine Knie zusammenwachsen würden, wenn er stillstände - ein beunruhigendes Mißgeschick, dem weiße Männer nach dem Glauben der Eingeborenen unterworfen waren.

Sanders hatte ihn mit einem Begleitsoldaten zurückgelassen, um einen Ehestreit zu schlichten, der seit vier Monaten das Gerede des ganzen Landes bildete. Das Weib des Ukusu war nicht ohne Grund bei ihrem Ehemann in Ungnade gefallen, und Bones saß nun den ganzen Tag unter dem schattigen Dach des Palaverhauses und hörte alles an, was Ukusu zu sagen hatte, und alles, was seine Frau erzählte. Da gab es haarsträubende Klagen und Gegenklagen, die nicht alle aufgezählt werden können. Er hörte auch das Zeugnis von Ukusus Mutter, welche nach der Aussage von Ukusus Weib eigentlich alles verschuldet hatte. Dann vernahm er den Vater von Ukusus Weib, der bittere Klagen gegen Ukusu vorbrachte. Er beschwerte sich über die Güte der Ziegen, die den Kaufpreis seiner Tochter darstellten. Auch vernahm Bones die Aussagen vieler williger und gesprächiger Nachbarn, die Augenzeugen gewisser verdächtiger Vorfälle waren - Vorfälle, die sich ereignet hatten oder haben sollten, wenn die Zeugen eigentlich in ihren Betten schlafen mußten. Alle diese Angaben wurden mit einer Freiheit und Offenheit erzählt, daß Bones manchmal an die Decke des Palaverhauses schaute und wünschte, daß er nicht zugegen sein müßte.

Von neun Uhr morgens bis halb elf abends kam ein Zeuge nach dem anderen und ging wieder. Manchmal wollten sie mitten in ihrer Erzählung einhalten, um nach Hause zu gehen und ihre Familienmahlzeit zu kochen. Andere wurden gerufen, um ihre Plätze einzunehmen, aber um halb elf nach Bones Taschenuhr wurde das Urteil gefällt.

Ukusu erhielt durch ein bedingtes Urteil das Pfändungsrecht auf die Ziege, worauf alle Zeugen, besonders die, die sich zugunsten seines Weibes blaß gelogen hatten, zu ihm hinkamen und ihm in ihrer naiven Weise gratulierten. Bones ging mit der Überzeugung zu Bett, daß er diesen Tag gut zugebracht hatte.

Er rief seine Ordonnanz.

»Morgen in der Frühe, beim ersten Tageslicht, soll das Kanu des Häuptlings mit zwanzig Ruderern bemannnt auf mich warten. Denn ich gehe zu meinem Herrn Sandi, der mich auf dem großen Schiff im Isisstrom erwartet.«

Er trank eine Tasse Tee, die die Ordonnanz für ihn zubereitet hatte, und ging zu Bett.

Die Gästehütte lag am Ende des Dorfes, ein Dutzend Schritte von dem Weg entfernt, der dem Flußufer folgte. Als Bones sich ausstreckte, hörte er das Gurgeln und Rauschen des schnell dahinfließenden Stromes, ein angenehmes Geräusch, das leicht in Schlaf und Träume einwiegte. Mitten in der Nacht erwachte er plötzlich und richtete sich auf. Er wußte nicht, warum, denn außer dem Rauschen des Wassers und dem regelmäßigen Schnarchen

der schlafenden Wache vor seiner Hütte war nichts zu vernehmen. Bones sprang aus dem Bett, zog seine Moskitoschuhe an und ging zu dem Tor der Hütte.

Der Mond schien hell, und er konnte die Dorfstraße und die Hütten so klar wie im Tageslicht sehen. Das Dorf lag schweigend da. In ungleichen Zwischenräumen flackerte das glimmende Rot der erlöschenden Feuer auf. Er schaute auf seinen Wachposten.

»Mein lieber Kerl«, sagte er sanft, »du machst einen Lärm wie ein altes Schwein.«

Er stieß den Mann leise an, aber der schlief so fest wie ein Soldat, der sich in Sicherheit weiß. Wenn sie im Walde geruht hätten, würde das leiseste Wort ihn aufgeweckt haben. »Ich muß auf meinem Rücken gelegen haben«, dachte Bones. Er hatte sich halb umgedreht, um wieder in die Hütte einzutreten, als er plötzlich das Bewußtsein verlor.

Er fühlte den Schlag nicht, der ihn im Nacken traf, und er fühlte auch keinen Schmerz. Nur die Welt um ihn wurde plötzlich dunkel, und er brach zusammen.

Tigibini fing ihn mit seinen Armen auf, hob ihn vorsichtig über den Rücken der Schildwache weg, nahm ihn auf seine Schulter und schritt den Fußpfad entlang ins Gebüsch. Sein Kanu wartete, er legte Bones auf den Boden, sprang hinten ins Boot und lenkte es in die Mitte des Stromes. Der Fluß hatte eine starke Strömung. Lange bevor das Morgengrauen kam und der Wachposten in die Hütte seines Herrn ging, hatte Tigibini sein Dorf erreicht.

Bones erlangte das Bewußtsein im Boot allmählich zurück und kam wieder ganz zu sich in der Hütte des Mannes, der ihn gefangengenommen hatte. Seine Füße und Hände waren mit Stricken eng zusammenggebunden. Seine heftigen Schmerzen im Kopf wurden erträglicher, als ihm jemand Wasser zu trinken gab. Er öffnete die Augen und schaute sich um. Zuerst glaubte er, in der Hütte zu sein, wo er sich niedergelegt hatte, aber langsam kam ihm seine neue Umgebung zum Bewußtsein. Er versuchte sich zu bewegen und erkannte nun, daß seine Hände und Füße gefesselt waren. An seiner Seite saß eine Frau. Sie hatte die Hände zwischen die Knie zusammengelegt und beobachtete ihn ohne Mitgefühl, aber mit Interesse.

»O Weib«, sagte Bones mit schwacher Stimme, »wo bin ich?«

Sie legte ihre Finger an die Lippen, richtete sich auf, ging leise zur Tür und schaute hinaus. Sie blieb noch an der Tür stehen, als sie sprach und schaute mit einem Auge den Pfad hinunter, den ihr Mann kommen mußte.

»Du bist in der Hütte Tigibinis von Bulagongo«, sagte sie leise. »Tigibini

ist in den Wald gegangen, um junge Bäume für deine Tötung vorzubereiten.« Sie gebrauchte nicht das gewöhnliche Wort für ›Tötung‹, sondern sie sagte wörtlich ›Töten durch in die Luft fliegen.‹

Um diese Todesart auszuführen, biegen die Eingeborenen vier junge Baumstämme so weit herunter, daß sich ihre Spitzen berühren, und befestigen sie mit einem Tau am Boden. Der Mensch, den sie töten wollen, wird an Hand- und Fußgelenken an die jungen Stämme gebunden. Dann schlagen sie mit einem Hieb das Haupttau durch, so daß alle vier Spitzen der Bäume mit einemmal frei werden, in ihre natürliche Lage zurückzuschnellen und den Körper des Menschen in vier Teile zerreißen.

»O Gott!« sagte Bones bestürzt. »Wie lange wird Tigibini ausbleiben?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Er ist sehr stark«, sagte sie, »aber die jungen Stämme sind noch stärker, und die Sonne wird in diese Hütte scheinen, bevor er seine Arbeit vollendet hat.«

Bones machte eine schnelle Berechnung und kam zu dem Schluß, daß er nur noch sechs Stunden zu leben hatte, »Warum tut Tigibini das?« fragte er.

»O Herr«, sagte die Frau bitter, »wer kennt das Herz Tigibinis? Er erzählt mir nichts, weil ich sein Weib bin, aber ich weiß, daß er Sandi haßt. Auch sagt er, daß du der Sohn von Sandi bist.«

»O Gott!« sagte Bones wieder. Dann fuhr er in der EingeborenenSprache fort: »O Weib, wenn du dieses Tau durchschneidest und mich gehen läßt, werde ich dir reiche Geschenke geben, und Sandi wird ein Schild für dich sein in allen Dingen.«

Sie schüttelte den Kopf. »O Herr, wenn ich dies täte, würde Tigibini uns erkennen. Denn obgleich er jetzt nicht in die Hütte blicken kann, sieht er doch von seinem Standpunkt aus alle Leute, die die Hütte verlassen, und er hat seine Speere, die töten. Und du, o Herr, hast nichts. Und so denke ich, daß du besser warten sollst.«

Ihre Vorsicht war gerechtfertigt. Fünf Minuten später huschte sie leise durch den Raum und kniete in einer Ecke nieder. Gleich darauf füllte Tigibinis große Gestalt die Türöffnung. Er schaute auf Bones hinunter.

»Ich sehe dich, Tibbetti!« sagte er.

»Ich sehe dich, Tigibini!« erwiderte Bones. »Dies ist eine ganz schandbare Sache, du wirst sicher deshalb großes Ungemach haben und leiden.«

»Tibbetti, wenn ich leiden muß, wirst du doch nichts davon wissen, denn dann wirst du tot sein.«

Er schwang seine dicke Peitsche in der Hand, aber er machte keine

Anstalten, den Gefangenen zu schlagen, sondern er schlug die nackten Schultern des Mädchens damit.

»Ich bin hungrig«, sagte er dann.

Sie eilte aus der Hütte und ließ sich vor dem Feuer und dem schwarzen Kochtopf, der darüber hing, auf ihre Knie nieder.

Tigibini sagte nichts mehr zu Bones, sondern ging hinaus und verspeiste ein reichliches Mahl.

»Bald werde ich wiederkommen«, versprach er und wischte den Mund mit der Hand ab, um die Vorbereitungen zu seiner grausigen Arbeit wieder aufzunehmen, »und dann, Tibbetti, wird Sandi keinen Sohn mehr haben.«

Die Frau saß nun mit untergeschlagenen Beinen in der Türöffnung, stützte die Ellenbogen auf ihre Knie und hielt das Kinn in den Händen. Nachdenklich schaute sie auf den Waldweg, wo sie hin und wieder ihren Mann sah. Von Zeit zu Zeit sprach sie über ihre Schulter zurück zu Bones.

»Jetzt ist er fertig«, flüsterte sie zuletzt ängstlich.

Tigibini kam herein, schaute auf seinen Gefangenen, packte ihn an seinem Rock und brachte ihn in sitzende Stellung. Bones wurde schwindlig, und er wäre vornüber gefallen, wenn Tigibini ihn nicht gestützt hätte.

»Tigibini!«

Der große Mann drehte sich verwundert um. Die Kühnheit, ihn anzureden, war ihm ganz neu. Denn eine Frau redet ihren Mann niemals mit seinem Namen an, es sei denn in liebevoller Zuneigung oder in unverschämter Anmaßung.

»O Tigibini!« sagte sie. »Wenn du Tibbetti umgebracht hast, was wird dann aus mir?«

»Du wirst warten, K'misi!« Er starnte sie aus zornigen und unentschlossenen Augen an.

»O du, der die Frauen auspeitschst, was wird aus mir?« fragte sie wieder.

Mit einem Wutgeheul sprang er auf und eilte aus der Hütte.

»Wo ist dein Mann hingegangen?« fragte Bones.

»O Herr, er ging, um seine Peitsche zu holen«, sagte sie.

Tigibini kam schwerfällig zurück, die Peitsche in der Hand. Drei Minuten lang zuckte Bones in grenzenloser Wut unter den Schlägen zusammen, die auf den ungeschützten Körper K'misis niederfielen.

Tigibini schlug sein Weib so lange, bis er vollständig ermüdet war. Dann warf er die Peitsche weg. Aber sie hob sich auf ihre Ellenbogen und lächelte ihn an.

»Der du die Frauen schlägst«, höhnte sie ihn, »wo ist deine feine Axt?«

»Sie ist im Wald, Weib, und ich werde gleich mit ihr zurückkommen«, sagte er heiser.

»Gehe schnell«, sagte K'misi immer noch lächelnd. »Oder fürchtest du dich, weil dieser weiße Mann es sehen wird?«

»Das sollst du erfahren!« schrie Tigibini und verließ die Hütte wieder.

Sie trat in die Tür und schaute hinaus. Bones konnte von seinem Sitz aus den Mann mit seinen Blicken verfolgen.

Er verschwand im Dickicht, und nach einer Weile sahen sie ihn wieder hervorkommen. Er kam nicht gleich zurück, einen Augenblick stand er still und stützte sich auf den langen Stiel seiner Axt. Als er sich wieder bewegte, schien er zu taumeln. K'misi warf sich über Bones.

»Schnell, Tibbetti!« zischte sie zwischen den Zähnen und schnitt mit einem Messer seine Fesseln durch.

Bones erhob sich mit einem Seufzer und schwankte zur Tür. K'misi stand vor ihm.

Tigibini kam zurück. Halb lief er, dann ging er wieder, aber er wankte immer von links nach rechts. Sie beobachteten ihn auf seinem Wege. Er kam näher und näher, einmal fiel er auf seine Knie, aber es gelang ihm, sich wieder aufzurichten. Dann riß er sich zusammen und starre den Mann und das Weib an, die vor seiner Hütte standen.

»Ich sehe euch!« schrie er und begann zu laufen. Aber er stürzte auf seine Hände und Knie und fiel zur Seite. Die Axt entglitt seiner Hand.

K'misi ging zu ihm und schaute auf ihn nieder.

»Wir wollen jetzt gehen, Tibbetti!« sagte sie, »denn diesen Abend wird Tigibini sterben.«

Aber Tigibini war am nächsten Morgen noch nicht tot, als Sanders zu der Stelle kam. Denn Akonit, selbst wenn es aus wilden Wurzeln des Waldes gewonnen wird, tötet nur langsam, obgleich es schnell lähmmt und bewußtlos macht.

»Es scheint unglaublich«, sagte Sanders, »aber es ist sicher wahr, was die Frau sagt. Sie hat ihn aufgestachelt, sie zu peitschen, damit das Gift Zeit hatte zu wirken. Jedem Schlag, den sie bekam, verdanken Sie Ihre Rettung.«

Das Verhör wurde auf dem Deck der »Zaire« abgehalten, und K'misi schaute von einem zum andern, da sie die fremde Sprache nicht verstehen konnte.

»Sage mir doch, Tibbetti«, fragte sie, »hat Sandi gesagt, daß ich etwas

Schlechtes getan habe?«

Sanders schüttelte den Kopf. »Du hast Gutes getan, K'misi.« Er lächelte sie an. »Ich werde dir viele Geschenke geben.«

»O Herr«, sagte sie, »ich tat es nicht, um Belohnung zu bekommen, sondern weil Tibbetti dein Sohn ist.«

Bones und eine Dame

Vor Jahren, als noch keine Regierung in den Ländern am Großen Strom eingesetzt war, lebte dort ein Missionar, der ein ungewöhnlicher Mann auf diesem Posten war, denn er besaß außer dem Eifer für das Heil seiner schwarzen Brüder auch große Reichtümer. Er war der Sohn eines reichen New Yorker Finanzmannes und konnte sich alle seine Wünsche erfüllen. Während seine Brüder es vorzogen, Fahrten im Freiballon zu machen, was man damals als den elegantesten Sport ansah, war es die feste Überzeugung Henry T. Fellins, daß der Unterschied zwischen schwarzen und weißen Menschen nur in der Hautfarbe und der Umgebung liege. Er brachte ein aufregendes Jahr im Akasava-Distrikt zu, mußte dann aber nach Hause aufbrechen, da sein Bruder in einem Fallschirm abgestürzt war, der sich nicht im richtigen Augenblick geöffnet hatte. Er kam in New York mit zwei kleinen Negerknaben an, von denen der eine dem Isisi, der andere dem Akasava-Stamm angehörte. Einer der beiden Knaben starb im ersten kalten Winter, aber der andere wuchs heran, wurde größer und rechtfertigte den Versuch Henry T. Fellins in ganz hervorragender Weise. Im Alter von neunzehn Jahren hatte der junge Mann schon eine Stelle als Lektor an der Universität erlangt, und mit zwanzig Jahren gründete er die Panäthiopische Bewegung und eröffnete in allen Teilen der Vereinigten Staaten jene bemerkenswerten Schulen und Gymnasien, die später sehr in Verruf kamen, als man die Bouzier-Verschwörung aufdeckte. Sie wurden dann auf Befehl des Höchsten Gerichtshofes wieder aufgelöst. Professor Ceburn, wie Mr. Fellins Schützling hieß, war zweifellos ein großer Pädagoge und einer der größten farbigen Lehrer aller Zeiten.

Lange bevor diese Geschichte beginnt, verließ er Amerika »aus Gesundheitsrücksichten.«

Eines Morgens stand ein großer, schlanker, hagerer Eingeborener in einem Paar zerrissener Kniehosen vor Sanders auf der Veranda der Residenz und erklärte ihm zwischen heftigen Hustenanfällen, daß er in das Land zurückgekommen sei, um hier zu sterben.

»O Mann«, sagte Sanders höflich. »Das ist ein böses Ende. Aber du hast viele Wunderdinge in der weiten Welt gesehen, und du hast Erinnerungen.«

Ein schwaches Lächeln zeigte sich auf den Zügen des Heimgekehrten.

»O Herr«, sagte er schlicht. »So ist es. Und ich bin weise durch die Weisheit großer Völker. Ich habe große und kleine Schulen besucht, ich habe Medizin und viele Sprachen studiert. Aber nichts von alledem ist so wundervoll schön wie der Anblick des Elephantengrases am Ufer des Großen

Stromes oder wie das Gezwitscher der Webervögel in den Palmen der Isisi.«

Sanders schaute mitfühlend auf ihn, denn er liebte dieses Volk und würdigte in diesem Augenblick die natürliche Vornehmheit des Mannes, der in seiner Heimat nicht englisch sprach. In einem Regierungskanu fuhr er nach oben ins Land. Es war mit den Vorräten und Büchern beladen, die er aus der großen Welt jenseits des Ozeans mitgebracht hatte. Sanders sah ihn in den folgenden Jahren nur selten, denn er suchte sich einen Wohnsitz am Ufer eines Waldstroms und nahm Sigibi zum Weibe, die Tochter eines klugen Häuptlings der unteren Isisi, bei denen Geister- und Aberglauben zu Hause sind.

Eines Nachmittags saß Sanders in der Veranda vor seinem Hause und hatte die Füße behaglich über das Geländer gelegt. Er verbrachte seine Zeit teils damit, Moskitos mit einer langen Klappe zu töten, teils damit, einen langweiligen Bericht über die Zustände seines Distriktes zu lesen, den ein Gouverneur geschrieben hatte, der sich vor dem Malariafieber mehr als vor dem Teufel fürchtete und seine Ansichten über die Isisi aus großer Entfernung zu Papier gebracht hatte.

Plötzlich sprang Sanders ohne ersichtlichen Grund auf. Keine Seele war zu sehen. Die heiße Nachmittagssonne glühte über dem großen Garten, der vor dem Bungalow lag; der breite, gelbe Pfad, der zu den Quartieren der Haussa-Soldaten führte, lag verlassen da, und zwischen den bedeckten Hütten, die in vier Reihen aufgebaut waren, regte sich nichts. Der Distriktsgouverneur lauschte mit gerunzelter Stirn und vorgebeugtem Kopf. Der heisere Schrei der Papageien, das entfernte Rollen der brandenden Seewogen, das dünne, schrille Zirpen der Zikaden - das alles war die gewöhnliche Musik des Tages. Aber durch alle Geräusche drang ein schwacher Ton, als ob in den nördlichen Wäldern ein Musikant seine Trommelstücke auf einer umgekehrten Schüssel wirbeln ließe. Es war nur ein leises, metallisches Klingen, aber es war anhaltend und dringend. Ein kleiner Weckruf, den man nur halb hören konnte und der halb in den anderen Geräuschen unterging. Sanders pfiff auf einer schrillen Trillerpfeife. Der Sergeant Abibu, seine Ordinanz, eilte sofort herbei.

»O Abibu«, sagte Sanders, »eine Lokoli tönt.«

Abibu hätte erwidern können, daß die hohlen Baumtrommeln, die die Signale von Dorf zu Dorf geben, nicht am Tage gerührt würden. Aber hier am Strom gab es ja nur wenig Vorgänge, die sich nicht von einem Tag zum andern geändert hätten. Er horchte angestrengt.

Seine Ohren, die schärfer als die seines Herrn waren, fingen die Töne auf, und er übersetzte sie.

»Männer kämpfen auf dem Fluß«, sagte er. »Sandis Mann flieht im Kanu

vor Speeren.«

Sanders sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an und runzelte die Stirn.

Dann hörte er näher und deutlicher das hohle Rasseln einer anderen Lokoli.

»O Herr, diese Lokoli sagt: ›Ein Mann flieht, und viele folgen, und er eilt zu dem Auge Sandis.‹ Ich denke, es ist Ahmet, unser Hauptspäher.«

Er wandte sich um, und seine hohe Stimme schallte über den Platz. Aus dem Wachthaus kamen zögernd sechs Mann, bis Abibu Leben und Bewegung in sie brachte. Dann liefen sie mit ihren Gewehren zu dem Wald vor der Residenz.

Plötzlich hörte man von dem Teil des Husses, den die Bäume und das Gehölz verbargen, Schüsse von Mausergewehren. Dann kam ein langes, schmales Kanu in Sicht, und der Mann, der darin saß, ruderte mit letzter, verzweifelter Anstrengung.

Links und rechts vor ihm sprangen kleine Wasserfontänen in die Höhe, und die Gewehre knatterten unaufhörlich, leise Taktaktaktak!

Von dem verdeckten Kai, wo die ›Zaire‹ angetäut lag, kam jetzt das Staccato-Gelächter eines Maschinengewehrs. Sanders hörte das schrille Pfeifen der Geschosse.

»Bones!« sagte eine Stimme dicht neben ihm in Bewunderung. »Der gute, alte Bones!«

»Aber die Gewehre, die Gewehre!« rief Sanders erregt. »Um Himmels willen, wo haben die Eingeborenen die Gewehre her?«

Der Mann in dem Kanu hatte die Uferbank erreicht. Er sprang aus dem Boot und kümmerte sich nicht weiter um sein Fahrzeug, das wieder nach der Mitte des Stromes trieb. Mit gesenktem Kopf und zusammengesunkenen Schultern kam er quer über den Exerzierplatz.

Sanders eilte ihm entgegen.

»Friede deinem Hause, Sandi baba«, sagte der Mann heiser. »Es ist ein böses Palaver bei den unteren Isisi, und die Leute haben Gewehre.«

Er sank auf die Seite, und Captain Hamilton fing ihn auf. Er blutete aus drei Wunden, und die Geschicklichkeit seiner geheimnisvollen Verfolger im Schießen war nicht zu unterschätzen. Hamilton hob ihn auf und trug ihn in den kühlen Schatten der Veranda. Das Rattern der Gewehre im Walde hielt an, aber die Schüsse kamen langsamer und aus größerer Entfernung.

Abibu, der den Angriff abgewehrt hatte, kam zurück und erzählte, daß vier Kriegskanus, mit einer Besatzung von je zwanzig Ruderern und zwei

Schützen, Ahmet verfolgt hätten, daß sie nun aber umgekehrt und in voller Geschwindigkeit stromauf verschwunden seien.

»Soll ich Dampf in der ›Zaire‹ aufmachen?« fragte Hamilton. »Ich könnte sie vor Abend noch einholen.«

Sanders schüttelte den Kopf. »Sie würden beim ersten Anblick des Dampfbootes in die Büsche laufen. Was es auch für eine Lösung geben mag, sie muß von unserem Freund kommen.«

Der Späher Ahmet saß mit dem Rücken gegen die Wand der Hütte gelehnt.

»O Ahmet«, sagte Sanders freundlich, »was bedeutet dieses böse Palaver bei den Isisi?«

Der Mann trank gierig das Glas Wasser, das Patricia Hamilton ihm reichte. Das Gewehrfeuer hatte auch sie herausgetrieben.

»O Herr«, sagte Ahmet. »Es ist eine Frau bei den Isisi, die ein geheimes Palaver mit dem Arabi* abgehalten und Gewehre für ihre jungen Leute gekauft hat. Dieses habe ich mit Hilfe Gottes herausgefunden, denn der Arabi kam über die Grenze aus dem Lande des Alten Königs, und sie traf ihn mit ihren Begleitern und gab Elfenbein und Gummi dafür. Tag für Tag hat sie in dem Walde der Teufel, wohin niemand geht, ihre jungen Leute eingeübt.«

* Arabischer Händler. ›Arab‹ ist ein Wort, das sehr unbestimmt gebraucht wird, sowohl um die wirklichen Araber als auch um die Sansibarleute zu bezeichnen. E. W.

Sanders zog die Augenbrauen zusammen.

»Was ist das für eine Frau, Ahmet? Ich kenne kein Weib am ganzen Strom, das eine solche Gewalt über die Männer hätte, seit Drona Bululu gestorben ist.«

»O Herr, sie ist die Tochter des Häuptlings M'soba und die Witwe des weisen Z'buri.«

Sanders begann zu verstehen. »Ach so«, sagte er. Dann gab er Abibu Befehl, für Ahmet zu sorgen. Er wandte sich schnell zum Haus und winkte Hamilton, ihm zu folgen.

Er ging durch den großen Speisesaal in sein kleines Bureau. Hamilton, der draußen wartete - denn Sanders' Bureau war das Allerheiligste vom Heiligen -, hörte das Einschnappen des Schlüssels im Geldschränk. Gleich darauf kam Sanders mit einem Blatt Papier in der Hand zurück.

»Sehen Sie sich das einmal an!«

Hamilton nahm den Bogen, der in schöner Handschrift mit vollendeter Sicherheit geschrieben war.

»Sehr geehrter Mr. Sanders, mein Mann, Dr. Z'buri, bittet mich, Ihnen zu erklären, daß er infolge seiner langen Krankheit nicht in der Lage war, die festgesetzte Hüttentaxe einzusammeln. Er hofft, daß Sie darin einwilligen, gemäß § 38 des Territorialgesetzes die Steuer zu erlassen.

Ihre sehr ergebene

Sigibi Z'buri.«

Hamilton atmete hörbar. »Wann haben Sie dies bekommen?« fragte er.

»Kurz vor dem Tode Z'buris; es mag sechs Monate her sein. Ich bekam beinahe einen Anfall vor Schrecken.«

»Aber das ist doch gar nicht möglich!« erklärte der Haussa-Captain. »Eine Eingeborenenfrau - ich kann mich noch auf sie besinnen, wie sie ein ganz kleines Mädchen war!«

»Ich wunderte mich schon, wie Z'buri seine Zeit verbrachte, aber jetzt weiß ich es«, sagte Sanders. »Er war ein geborener Lehrer und hat das Mädchen wahrscheinlich unterrichtet. Man kann in fünf Jahren viel erreichen. Was werden wir aber jetzt tun?«

»Sie können natürlich nicht hinaufgehen«, sagte Hamilton. »Aber das ist ein Frauenpalaver, wir wollen Patricia fragen.« Er ging aus dem Zimmer und kehrte mit seiner Schwester zurück.

»Das ist der Krieg, und zwar die schlimmste Art von Krieg«, erklärte Sanders. »Wenn ich nach oben gehe, muß ich jeden Haussa-Soldaten mitnehmen, der Ihnen unterstellt ist.« Er sah auf Hamilton. »Das bedeutet, daß wir beim Hauptquartier um die Entsendung eines anderen Bataillons bitten müssen, und das möchte ich nicht gerne tun.«

»Senden Sie Bones!« schlug Patricia vor.

»Bones?« wiederholte ihr Bruder mißbilligend. »Mein liebes Kind, was soll denn Bones dabei tun?«

»Sie werden mich auslachen«, sagte Patricia ernst, »aber ich habe großes Zutrauen zu Bones, und er steht unter einem Glücksstern.«

»Aber Patricia!«

»Tu bitte nicht immer so erhaben!« sagte sie. »Ich fühlte irgendwie, daß Bones die richtige Art zu verhandeln hat, und die unteren Isisi sind ihm sehr zugetan. Er ist jung, und man darf nicht vergessen, daß er mit einer Frau zu tun hat, selbst wenn sie eine Eingeborene ist.«

Die beiden Männer sahen sich nachdenklich an.

»Ich möchte es nicht tun«, sagte Sanders ruhig. »Es könnte Bones das Leben kosten, und das würde ich mir nie vergeben.«

»Glauben Sie, mir wäre das einerlei?« fragte Patricia. »Aber da kommt er selbst, wir wollen ihn fragen.«

Bones trat in das Speisezimmer und verneigte sich. Er klappte die Hacken zusammen und hielt sich stolz aufrecht.

»Es ist kein Grund vorhanden, sich zu fürchten, liebe Exzellenz, meine Damen und Herren«, sagte er. »Mit einer Hand habe ich bedeutende feindliche Kräfte, die unsere Linien erreichen wollten, durch Feuer vernichtet. Beim ersten Anzeichen der Gefahr eilte der liebe, gute Maschinengewehroffizier, der mit einem offenen Auge neben seiner Batterie schlief, zu den Waffen. Einige Männer, die in unseren vorgeschobenen Linien Fuß faßten, wurden erledigt. Von der übrigen Front ist nichts Wichtiges zu berichten.« Er salutierte wieder.

»Ich hörte Ihr Maschinengewehr in Tätigkeit«, sagte Hamilton. »Haben Sie etwas getroffen?«

Bones sah seinen Vorgesetzten mit Verachtung an.

»Getroffen? O nein«, sagte er ironisch, »nein, mein Lieber, nein, nein - sicherlich nicht!«

»Sie haben Ihre Sache glänzend gemacht, Bones!« sagte Patricia. »Ich bin sicher, daß Sie alles wieder wunderbar in Ordnung gebracht haben. Aber Mr. Sanders möchte Ihnen etwas sagen.«

Klipp und klar erklärte Sanders in ein paar Sätzen die Lage. Bones, der unnötigerweise die Hand ans Ohr hielt, hörte mit gespanntem Gesicht zu, um die Wichtigkeit der Nachrichten zu würdigen. Nur manchmal unterbrach er den Distriktsgouverneur mit Zwischenrufen, die die Situation seiner Meinung nach verlangte. Als Sanders zu Ende war, erhob er sich von seinem Stuhl, wischte sorgfältig das Innere seines Tropenhelmes mit einem seidenen Taschentuch, setzte ihn dann wieder auf und schaute gedankenvoll auf den Fußboden.

»Takt!« sagte er.

»Sicher«, erwiderte Hamilton. »Deswegen bin ich ja einigermaßen besorgt.«

»Takt ist seit alters meine starke Seite, mein lieber, alter Zweifler«, sagte Bones selbstzufrieden. »Ich werde dieser guten Dame bestimmt, aber liebenswürdig gegenüberstehen und mir ins Gedächtnis rufen - wenn ich so sagen darf -, daß ich allein in der Lage bin, mit einer so verwickelten Situation fertig zu werden.«

»Brechen Sie morgen in der Frühe auf«, sagte Sanders, »und tun Sie Ihr Bestes, Bones. Wenn es Ihnen zu heiß wird, senden Sie mir Nachricht. Ich werde Tauben an Bord bringen lassen. Wenn möglich, entwaffnen Sie die

Leute, sie haben acht Gewehre. Sie bringen die Frau zu meinem Hauptquartier.«

Bones machte sich am nächsten Morgen bei Tagesanbruch auf, nachdem er sich von allen verabschiedet hatte. Mit einer großen Ledermappe unter dem Arm machte er seine ›offiziellen Visiten‹ - wie er es nannte - bei Patricia, Hamilton und Sanders.

»Ich bin sicher, Bones, daß Sie fabelhaft diplomatisch auftreten werden«, sagte Patricia.

»Wir werden unser Bestes tun«, erwiederte Bones.

Hamilton schrieb in seinem Dienstzimmer, als sein Untergebener erschien.

›Seine Exzellenz, Leutnant Tibbetts, Beaufrägter Minister und Außerordentlicher Gesandter‹, kündete Bones an.

»Viel Glück, Bones«, sagte der Captain und streckte seine große Hand aus. »Machen Sie sich nicht lächerlich.«

»Wir werden unser Bestes tun«, murmelte Bones und ging hinaus.

Sanders war am Ufer, als die ›Zaire‹ abfuhr.

»Nur keinen Krieg, Bones«, sagte er.

Bones winkte erhaben mit der Hand. »Wir werden unser Bestes tun.«

Sanders beobachtete das Schiff, bis es außer Sicht kam, dann rief er seine Ordonnanz zu sich.

Einige Minuten später hielt Abibu eine zahme Taube sachkundig in seiner Hand, während der Distriktgouverneur in dem verworrenen Arabisch, das man an der Küste sprach, schnell ein kleines Blatt beschrieb. Dies war die Botschaft, die der geflügelte Bote nach Norden trug:

»Im Namen des gnädigen und barmherzigen Gottes. Von Sandi, wo der Große Strom sich ins Meer ergießt. An Bosambo, den Oberhäuptling der Ochori, in seiner Stadt am Fluß.

Friede sei mit deinem Hause. An diesem Tag, dem dritten vor der Rinde des Mondes, zieht der Herr Tibbetti aus, um ein Palaver mit Sigibi abzuhalten, der Tochter von M'soba, dem Häuptling der Isisi, und der Witwe von Z'buri, dem Weisen. Nun ist Krieg im Anzug, wie ich höre, und es besteht eine Vereinigung aller Völker gegen meinen König. Die Ursache von allem aber ist diese Frau. Dieses sage ich dir nun, Bosambo, mein Freund:

Du sollst deine Speerleute mit dir nehmen und nahe zum Walde der Träume in die Nähe des Dorfes von M'soba gehen, wo sich diese Frau aufhält. Und wenn ein Ruf von Tibbetti kommt, dann sollst du sie ohne Mitleid schlagen, auch sollst du die Krieger M'sobas und das Weib Sigibi

vernichten und sollst ihre Dörfer dem Feuer überantworten und ihre Weiber und Ziegen zu meiner Verfügung halten. Und ich werde stark für dich sein und bin dein Schild gegen alle Leute. Geschrieben in meinem großen Regierungshause.«

Die ›Zaire‹ fuhr den Bogen des Stromes hinauf, wo der Isisi den N'gombi von den Ländern des Guten Häuptlings trennt. Trotz Bones' merkwürdigem Steuerungssystem stieß ihr kein Unglück zu. Er kam noch vor Tagesanbruch an. Dies war eine glückverheißende Ankunftsstunde, denn in diesem Halbdunkel sterben nach dem Glauben der Isisi alle Teufel und Dämonen und haben keine Kraft, so daß auch der Fremde keine bösen, verhängnisvollen Geister mit sich bringen kann.

Bones beriet sich mit seinem Wächter und Diener Ali, der seine Jugend in dem Laboratorium eines sonderbaren Wissenschaftlers an der Küste zugebracht hatte und dessen Sprache infolgedessen nicht bloß Englisch, sondern wissenschaftliches Englisch war.

»Takt«, sagte Bones, »ist die einzige Waffe in der netten, alten Rüstungskammer der Diplomatie. Ali, du wirst deinen Herrn und Beschützer in einem ganz neuen Lichte sehen.«

Der feierliche, dicke Mann wandte seine klaren Augen auf Leutnant Tibbets. Er nannte sich selbst einen Araber, war aber in Wirklichkeit nur ein Mann von der Küste. »Taktvolle Anwendung der Philosophie stellt theoretische Syllogismen dar«, sagte er bedachtsam. »Wenn aber der Taktvolle durch heftige Demonstrationen gegen sich und seinen Takt am Wirken gehindert wird, so ist vorsichtiges Laden der Geschütze äußerst erwünscht.«

Bones schüttelte heftig den Kopf. »Keinen Krieg, Ali, du blutdürstiger alter Kerl. Takt und diplomatische Druckmittel.«

»Herr«, sagte Ali ernst, »wie ein Schwertfisch (*Xiphias gladius*) mit einer Verlängerung seiner oberen Maxilla ausgestattet ist, um den Haifisch (*Carchanas vulgaris*) zu bekämpfen, wenn diplomatische Beilegung non est, so muß die Regierungsartillerie -«

»Keinen Krieg«, sagte Bones laut.

Er kleidete sich mit äußerster Sorgfalt, nahm viele weiße Papierbögen und einen Füllfederhalter mit und brach vertrauensvoll mit einer Bedeckung von zwei Haussas auf, um eine Unterredung mit dieser geheimnisvollen Frau zu haben.

Ali traf ihn auf dem Gang des Dampfers.

»Nein, Ali«, sagte Bones ernst, »du bist ein nichtsnutziger Schlingel. Ich habe dir doch gesagt, daß dies ein diplomatischer...«

»O Herr«, sagte Äh und steckte die geladene Browningpistole, die er in der Hand hielt, in die Rocktasche seines Herrn. »In Zeiten des Friedens sind Vorbereitungen für den Krieg nicht nur bewunderungswürdig, sondern durchaus notwendig.«

Bones ging durch das Dorf und hatte wenig Grund, argwöhnisch zu sein. Die Frauen waren an ihren Kochtöpfen, die Kinder sammelten Holz für die Feuer, und die Männer, die man sah, waren mit Fischnetzen beschäftigt.

Aber wenn auch der Friede, der in dem Dorfe herrschte, ermutigend wirkte, so blieb es doch sonderbar, daß seine Ankunft keine ungewöhnliche Aufmerksamkeit hervorgerufen hatte. Die kleine Schar war nicht am Ufer, die sich sonst immer versammelte, um die ›Zaire‹ zu bewillkommen, zu welcher Stunde sie auch ankommen mochte. Das war sehr merkwürdig, und es lag auch sonst in allen Vorgängen eine so genau beachtete Zurückhaltung, daß Bones etwas unruhig wurde. Denn trotz all seiner dummen Streiche hatte er einen natürlichen Instinkt, der allen Menschen eigen ist, die in vorgesetzter Stellung bei Eingeborenen gelebt haben. Er ging über die breite Dorfstraße zu einem Mann, den er kannte. Der Eingeborene erhob die Augen nicht von dem Netz in seiner Hand.

»O N'lema«, sagte Bones zu ihm, »warum ist keiner von euch an das Ufer gekommen, um den Dampfer der Regierung zu begrüßen?«

»O Herr«, antwortete der Mann, ohne aufzuschauen, »die Frau Sigibi sagte, daß alle Dinge so sein sollten, wie sie sonst sind, und diese Frau spricht die Wahrheit, denn sie ist in einer stürmischen Nacht geboren und in einem bösen Herbst aufgezogen worden. Auch sind zwei große Isisgeister mit ihr verwandt.«

»Wo mag diese Frau sein?« fragte Bones. Er wußte nun, daß Sigibi von den Leuten für unfehlbar gehalten wurde, denn man sagt: »Wie der Jäger ohne Speer, so ist der Isis ohne Gespenst.«

Der Mann zeigte mit dem Finger. »O Herr, sie wartet auf dich, ebenso ihre großen Krieger mit den Gewehren.«

Bones folgte dem ausgestreckten Finger.

Am äußersten Ende der Straße lagen die Hütten des Häuptlings. Rechts von ihnen waren die Bäume und das Gesträuch abgeschlagen, und eine große, neue Hütte stand allein in beherrschender Lage. Aber es war nicht der beschattete und bedachte Wohnsitz, der Bones' Aufmerksamkeit auf sich zog. Vor der Hütte stand ein schlankes, aufrechtes, junges Weib. Sie hatte ein langes, blaues Seidentuch bis zur Höhe der Brust umgeschlungen und trug einen Gürtel aus Leopardschwänzen. Als er langsam näherkam, sah er, daß sie eine schönere Gestalt besaß als irgendeine eingeborene Frau, die er jemals

gesehen hatte. Ihre Haut war schokoladenbraun, ihre Lippen voll, aber nicht negerhaft. Um ihre kurzen Haare lag ein Netz aus Messingketten, um ihren Hals hingen drei Reihen Perlen, die Bones für Imitationen hielt, wie sie die Händler verkauften.

Sie schaute ihn mit großen, traurigen Augen an und ging ihm entgegen.

»O Sigibi«, sagte Bones in der Bomongosprache, »wir hören von deiner Macht und von deinen guten Soldaten, und mein Herr Sandi wünscht, daß du zu ihm kommen sollst, damit er vieles von dir erfährt. Auch deine Krieger sollst du zu ihm bringen.«

Die Frau lächelte bezaubernd. Bones schaute sich unter halbgesenkten Lidern nach den Kriegern mit den Gewehren um, aber er konnte keine Spur von ihnen entdecken.

»Mein lieber Herr Tibbetti«, begann sie in englisch, »wie unendlich liebenswürdig ist es von Ihnen, uns zu besuchen. Ich hoffe, daß Mr. Sanders sich wie immer wohl befindet?«

Bones schaute sie in heller Bestürzung an. All sein Vertrauen, seine Sicherheit schwanden plötzlich dahin. Mit Sigibi, der Eingeborenenfrau, konnte er umgehen, selbst wenn sie eine Hexe oder ein Teufel sein möchte. Aber eine Anrede in den landläufigen Phrasen der höflichen Gesellschaft schlug ihn, bevor er seinen Plan zur Ausführung bringen konnte.

»Ich hoffe, Sie werden Ihr Frühstück hier einnehmen«, sagte Sigibi. »Finden Sie nicht, daß das Wetter sehr mißlich ist? Ich vermute, Sie haben schreckliche Geschichten über mich gehört.«

Sie fädelte sich mit einem dünnen Seidenfächer, den sie aus ihrem einfachen Gewande zog.

»Die Eingeborenen sind so interessant«, sagte sie lachend. »Sie übertreiben und sind so schrecklich abergläubisch, nicht wahr?«

Bones öffnete und schloß seinen Mund wie ein Fisch auf dem Trockenen.

»Mein unvergeßlicher Mann«, fuhr sie leichthin fort, als sie ihn auf die andere Seite der Hütte geleitete, »pflegte zu sagen, daß sie Kinder seien, die niemals erwachsen werden, und wirklich sind sie auch um nichts besser.«

Hinter der Hütte stand ein Tisch, was ganz ungewöhnlich war. Ein wundervoll weißes Tischtuch lag darauf, und man hatte ein ausgezeichnetes Frühstück aufgetragen - dampfenden Kaffee, gekochte Eier, Hühnerragout und weißes Brot.

Bones nahm wie im Traum Platz und war während der ganzen Mahlzeit schweigsam. Er nahm jede Schüssel, die Sigibi ihm anbot, ohne sich Gedanken darüber zu machen, ob ihn die Gewehre seines verborgenen

Feindes bedrohten, wie es wirklich der Fall war.

»Ich hasse Browning«, sagte sie, »er spricht soviel durch die Blume, und Tennyson ist süßlich. Denken Sie nicht auch?«

»Himmel und Erde!« sagte Bones unwillkürlich.

Er wußte, daß Gefahr im Anzug war, als ob er es schriftlich vor Augen hätte. Er fühlte sie in der Luft und in den abgewandten Blicken dieser Frau, die ihm bei Tisch aufwartete - und doch war er hilflos. Ein- oder zweimal sah sie ihn durchdringend an, und einmal berührte sie den fraglichen Punkt mit einer solchen Offenheit, daß ihm beinahe der Atem verging.

»Glauben Sie, daß es einen Aufstand geben wird, Mr. Tibbetti? Es wäre doch eigentlich unmöglich, aber viele Leute denken es.«

Auf ihr Zeichen verschwand eine der Frauen in der Hütte und kam mit einem pausbäckigen kleinen Knaben zurück.

»Komm hierher, Harold«, sagte sie. Bones wurde fast ohnmächtig. »Sage das kleine Gedicht ›La Marguerite sans peur‹ auf!«

Aber diese Rezitation fand nicht statt.

Bones machte eine verzweifelte Anstrengung, die Verhandlung in die Hand zu bekommen.

»Sigibi«, sagte er in der EingeborenenSprache, denn es war seine einzige Hoffnung, so viel Abstand von ihr zu gewinnen, daß er mit ihr verhandeln konnte, »es ist viel gesprochen worden. Ich will dir nun sagen, daß ich den Häuptling, deinen Vater, sehen will, denn er ist ein guter Mann und ein ergebener Diener der Regierung.«

Sie lachte sanft.

»Er schläft in seiner Hütte«, entgegnete sie dann. »Du sollst ihn gleich sehen.«

Ein schriller Schrei durchzitterte die Luft - der Schrei eines zu Tode Getroffenen. Er kam von der Flußseite der Straße her.

Bones sprang auf, aber bevor er auf seinen Füßen stand, kam ein donnerndes Krachen, das den Himmel zu zerreißen schien.

Bones kannte diesen Ton - es war das Dröhnen der Hotchkißkanone auf der ›Zaire‹.

Er lief zur Mitte der Straße, seine beiden Haussas hinter ihm her, und er hörte, wie sie die Kammern aufrissen, als sie luden.

Die Straße wimmelte von bewaffneten Männern. Bones wandte sich um und sah ein Lächeln auf dem Gesicht Sigibis. Er schloß seine Augen fest, und dann öffnete er sie ganz weit.

»Mein lieber Mr. Tibbetts« - hörte er ihre spöttische Stimme. Im Nu hatte er seine Pistole gezogen und sah sie fallen.

»Laut Befehl!« brüllte er und lief zur Hütte des Häuptlings.

Es war eine Stätte des Todes. Der gute Mann war auf seiner Lagerstatt gespeert worden, und mit ihm alle Leute seines Haushaltes.

»O Mahmut!« sagte Bones zu dem übriggebliebenen Haussa, denn der andere war von einem Wurfspeer durchbohrt, »feure, schieße sorgsam auf ihre Bäuche! Ich glaube, ich habe das Weib getötet!«

»O Herr, sie ist am Leben«, sagte der Mann, »ich sah sie fortlaufen, als Tipu fiel.«

Die ›Zaire‹ war in den Händen des Feindes, dessen war Bones sicher. Er konnte das Schiff von seiner Verschanzung aus nicht sehen, die er in der Eile mit dem Haussa errichtet hatte. Es war sehr sonderbar, daß die Speerleute ihn nicht angriffen, aber die Erklärung kam bald, als er sah, wie sich die schlanke Gestalt Sigibis näherte. Sie trug eine Palme und zeigte nicht die mindeste Furcht. Sie kam näher, und Bones hob seine Pistole, als sie stillstand.

»Ich glaube, es geht Ihnen nicht gut«, sagte sie. »Bitte, heben Sie Ihren Revolver nicht. Denn wenn Sie das tun, werden meine Leute Sie töten. Mr. Tibbetts, ich fürchte, Sie sind in einer bösen Lage - meine Soldaten haben Ihr kleines Schiff genommen.«

Bones schaute die Frau an, seine Gedanken flogen. Wenn er jemals die Art von Diplomatie anwenden konnte, auf die er so stolz war, dann war der Augenblick jetzt gekommen.

»O Sigibi«, sagte er mild, »das ist ein schlechtes Palaver.«

»Sprechen Sie englisch«, lächelte sie.

Aber Bones überhörte diese Aufforderung. »Du kannst sicher sein, daß Sandi kommt und mit euch allen ein Ende macht, wenn du mich tötest, wie du meine Leute getötet hast.«

Sie lachte, nickte ihm aber zu fortzufahren. Bones hatte nur eine Möglichkeit, die in der schwachen Hoffnung bestand, seine Rede in der EingeborenenSprache fortzusetzen.

»Und sei sicher, Sigibi, daß ich einen fürchterlichen Ju-Ju habe, der mächtiger ist als M'shimbain'shamba selbst!«

»Wie kindisch!« sagte sie, behielt ihn aber im Auge. »Mein lieber Mr. Tibbetts, wie können Sie sich so lächerlich machen?«

Aber es lag schon Unbehaglichkeit in ihrem Ton, und ihre Stimme zitterte leicht vor Ärger.

Bones fuhr ermutigt fort: »Mein Ju-Ju hat Augen wie große Sonnen und einen Mund wie ein Teich, dessen Ufer von Felsen umsäumt sind. Wenn er spricht, dann läuft der Strom die Berge in die Höhe, und die großen Bäume zerbrechen und krachen zusammen, und Krankheit befällt das Land.«

Er sah, wie die Leute hinter ihr zurückschreckten und ihre Handknöchel an die Zähne drückten. Aber das Wunderbarste war, daß Sigibi ihre Augen vor Schrecken weit aufriß und ihre zitternde Hand auf das Herz legte.

»Tibbetti«, schrie sie heiser, »das ist eine Lüge. Mr. Tibbetts, das ist unmöglich! O Tibbetti baba -«

Bones' Stimme erhob sich zu einem schrillen Schrei.

»Iwa!« rief er laut. Bei diesem furchtbaren Namen des Todes zitterten Sigibis Knie. »Hunger und Krankheit soll mein Ju-Ju über euch bringen, Tod dem Kind, dem Weibe und dem Mann -«

Mit einem Schrei warf sie sich auf den Boden vor ihm nieder.

Als Bosambos Kriegskanus den Strom herunterfegten, um Bones zu retten oder zu rächen, fand der Häuptling der Ochori seinen Herrn, wie er auf dem eben gereinigten Deck der ›Zaire‹ zufrieden seine Limonade trank. Acht Mausergewehre lagen vor ihm auf dem Boden, und ein wildblickendes Weib hätschelte ein nacktes Kind, das abwechselnd schrie oder mit monotoner Stimme Teile des Gedichts ›La Marguerite sans peur‹ aufsagte.

Das kleine Volk

In einem Lande, in dem Gerüchte von Dorf zu Dorf so schnell um sich greifen wie Feuer von einem Strohhaufen zum anderen, kann man eine kleine Anzahl von Spähern unterhalten und doch selbst von den wichtigsten Ereignissen nichts erfahren, die direkt vor der eigenen Tür passieren. Denn obgleich die eingeborenen Männer und nicht weniger die eingeborenen Frauen Klatschweiher sind, gibt es doch gewisse geheime Dinge, über die sie unter keinen Umständen sprechen. Die Hälfte der Akasava lag einmal mit der Hälfte der Isisi im Kampf, und doch wußte niemand etwas davon, weil beide Parteien sich darüber verständigt hatten, daß die Flußdörfer, die unter den Augen der weißen Männer waren, das friedvolle Aussehen beibehalten sollten. Also handelten und tauschten die Akasava und die Isisi miteinander an den Ufern, und ihre Leute gingen friedlich und in vollkommener Sicherheit von einem Land in das andere. Aber zehn Meilen weiter im Innern fiel die Blüte ihrer Krieger in tödlichem Kampf.

Distriktsgouverneur Sanders hatte deshalb die Gewohnheit angenommen, auch die Waldgegenden zu kontrollieren, und schickte kleine Streifen der Haussas auf weite Reisen in diese Gebiete, um die Meinung der Leute auszukundschaften. Außerdem machte er in großen Palavem bekannt, daß er die Flußdörfer für die Sünden der inneren Bevölkerung haftbar machen und Gegenmaßregeln von ganz besonderer Strenge ergreifen würde, wenn die Eingeborenen sich weiterhin solche Täuschungsmanöver erlaubten, die ihrer Meinung nach ganz unschuldig waren.

Aber man glaubte ihm nicht, denn man konnte sich an die Denkweise der Europäer nicht gewöhnen. Erst als einige Dörfer am Fluß niedergebrannt und einige Häuptlinge ins Zuchthaus gewandert waren, änderte das Volk am Strom seine Ansicht. Trotzdem hörten die geheimen Kämpfe nicht auf, denn Krieg ist ein biologischer Prozeß, der durch Gesetzgebung ebensowenig ausgerottet werden kann wie der Wunsch des wilden Tieres, sein Weibchen und seine Jungen vor feindlichen Angriffen zu verteidigen. Wenn Männer teilnahmslos die Gefahr sehen können, in der ihre Frauen schwelen, dann haben sie damit nicht einen hohen Grad der Zivilisation erreicht, sondern sind im Gegenteil geistig und moralisch degeneriert.

Am B'sumbifluß lagen zwei Dörfer. Eins war von den Akasava, das andere von den Isisi bevölkert. Augenscheinlich lebten sie in Freundschaft miteinander, obgleich sie weit vom Großen Fluß und den wachsamen Augen des Distriktsgouverneurs Sanders entfernt waren.

K'soga, der Häuptling des Akasavadorfes, schickte eine geheime Botschaft

zu seinem Lande, daß der Geist seines Vaters ihn dazu bewogen habe, ein großes Fest abzuhalten. So sandte er denn Gaben von Hühnern, Ziegen und Hunden an seine Unterhäuptlinge, da dies die Art war, wie man wichtige Einladungen ergehen ließ. Und in einer bestimmten Nacht versammelte sich die Bevölkerung der ganzen Gegend in dem Dorfe und schaute dem Tanz der jungen Herzen zu, der von zweiundvierzig Knaben ausgeführt wurde. Es mag für einen weißen Mann etwas Belustigendes in dem Schauspiel liegen, wenn zweiundvierzig kecke Kobolde mit Bärten aus rotem Ziegenhaar auftreten, die sie an ihre dicken, kleinen Gesichter geklebt haben. Auch kann man über die ausgezeichnete Disziplin staunen, mit der diese Kinder einherstolzieren, mit den Füßen stampfen und in einem geheimnisvollen Takt sich in Linien und Kreisen bewegen.

Aber nachdem die Knaben ihren Tanz vollendet hatten, wurde ein großes Trinkgelage mit Palmwein abgehalten, auch wurde Bier getrunken, das aus Mais gebraut wird.

Sanders hatte aber diese Zeremonie zum verbotenen Fest erklärt.

Der sonderbare Tanz der Knaben, von denen jeder einen berühmten Dämon des Akasavavolkes darstellte, dauerte einen Tag und zwei Nächte, und beim Morgengrauen des zweiten Tages versammelte K'soga seine Speerleute, überfiel das Isisidorf, tötete einige Männer, raubte ein paar Frauen und viele Ziegen und kehrte im Triumph zurück. Der Erfolg war ihm leichtgemacht worden, weil der Häuptling des beraubten und ausgeplünderten Isisidorf es zur Zeit des Überfalls mit vielen Männern auf der Jagd war.

Zwei Tage darauf zog K'lavobolo, der Häuptling des Isisi-Dorfes, der von tapferen Kriegern abstammte, nach Süden durch den kleinen Wald, der bei dem großen liegt, und kam zu der Stelle, wo der B'sumbiwald in eine lange Spitze ausläuft. Mit ihm waren seine zwei eigenen Brüder und drei Brüder, die Söhne von anderen Weibern seines Vaters waren, und ein Vetter, mit Namen M'kema.

Sie gingen in langsamem, gleichmäßigen Schritten den Waldfpfad entlang, einer hinter dem anderen. Jeder von ihnen trug einen geflochtenen großen Schild, der mit symbolischer Bemalung geziert war, und in den Armen, die sie durch die hölzernen Bügel ihrer Schilde gesteckt hatten, hielten sie viele Wurfspeere.

Beim Wunsch Wasser, einem grünen und sumpfigen Teich, dem Brutplatz der Tsetsefliegen, machte K'lavobolo halt, um einen Waffenzauber auszuführen.

»Daß K'soga von den Akasava uns ohne seine Brüder treffen und daß er schnell sterben möge«, beteten sie. »Und daß Sandi niemals etwas von

K'sogas Tod hören und daß Militini, der Krieger, schlafen möge und kein Wort zu ihm komme, und daß Tibbetti vorbeigehe, ohne es zu sehen.«

Sein Bruder fuhr mit dem breiten Speer auf der Oberfläche des Teiches hin und her.

»Daß kein Späher von Sandi etwas von unserem großen Töten höre, noch eine Nachricht zu den Kriegern schicke, und daß K'sogas Geist nicht in den Wald gehe und uns erschrecke«, sagte er.

Jeder der Männer hatte noch seine eigenen Bitten, um sich zu rächen und sich vor den Folgen zu schützen.

»Laßt uns an dem Teich schlafen«, sagte K'lavobolo. »Morgen werden unsere jungen Krieger kommen, und wir werden K'soga treffen, denn seine Knaben werden in dieser Nacht tanzen, und wir fangen ihn, wenn er schläft.«

Am nächsten Morgen wurden sie durch eine Abteilung der Isisikämpfer verstärkt, und als sie die Akasava überfielen, wurden ihre Bitten mehr oder weniger erfüllt, denn sie kreuzigten K'soga vor seiner eigenen Hütte, trieben die Weiber in den Wald und brannten das Dorf nieder.

»Nun wollen wir auch mit diesen Knaben ein Ende machen«, sagte K'lavobolos Bruder, »denn sie werden Sandi die Geschichte verraten, und er wird mit seinen Soldaten kommen.«

K'lavobolo schaute auf die kleine Gruppe der Jungen, die zusammengedrängt in der Mitte seiner Krieger standen, und schüttelte den Kopf. »Wenn Sandi kommt«, sagte er, »wird er uns nicht hängen, weil wir dies alles in ehrlichem Krieg getan haben. Aber wenn wir diese Kinder töten, dann wird er uns aufhängen. Wir wollen sie in den B'sumbiwald treiben, dort werden sie alle sterben, und wir können Sandi erzählen, daß wir es nicht gesehen haben.«

Also wurden achtunddreißig kleine Jungen - vier waren schon davongelaufen - mit tränenüberströmten Gesichtern und roten Ziegenbärten aus dem Dorfe getrieben, und der große Wald nahm sie auf.

Captain Hamilton kam gerade mit langen Schritten über den Exerzierplatz. Bones sah, wie sein Vorgesetzter ärgerlich den Stock umherwirbelte, und fühlte plötzlich seinen Mut sinken. Schnell überdachte er alle seine Vergehen in der letzten Zeit.

Plötzlich fiel ihm etwas ein.

Er hatte vergessen, die monatliche Lohnliste - im Duplikat an das Divisionshauptquartier einzusenden.

Er stand stramm und grüßte mit großem Eifer, als Hamilton die Stufen zur

Veranda mit einem Satz emporsprang.

»Hallo, Bones!« Hamilton wandte sich mit einem Blick zu seinem Leutnant, der nichts Gutes ahnen ließ.

»Hallo und guten Morgen!« erwiderte Bones schnell. »Alles in Ordnung! Keine netten kleinen Fehler vorgekommen. Moraleische Haltung der Truppe ausgezeichnet, Gesundheitszustand der Armee in bester Ordnung.«

»Hallo, Bones!« wiederholte Hamilton sanft, aber sein Stock wirbelte wilder als zuvor. »Ich muß Sie wegen einer gewissen Sache sprechen.«

»Gewiß, Captain Hamilton«, sagte Bones mit schlecht gespielter Überraschung. »Was in aller Welt könnte das denn sein - ich hatte letzthin einige Fieberattacken, und mein armer Kopf ist nicht ganz so, wie er sein sollte...«

»Schicken Sie Charakterskizzen Ihrer Vorgesetzten an den ›Reading County Star‹?« unterbrach ihn Hamilton düster und sprach jedes Wort mit Nachdruck aus.

Bones ging ein großes Licht auf. »Haben die es wirklich abgedruckt, mein lieber, guter Ham?« fragte er gespannt.

Captain Hamilton zog eine Zeitung aus seiner Tasche, die so gefaltet war, daß die betreffende Spalte zuerst zu sehen war.

»Hier ist ein Artikel«, sagte er mit erheuchelter Ruhe. »Überschriften: ›Typen, denen ich begegnete‹ - Nr. 2:›Der strenge Vorgesetzte‹ - Beides von einem Autor namens Senob.«

»Das heißt rückwärts gelesen Bones«, erklärte der junge Mann selbstzufrieden.

»Jeder Esel kann das sehen«, fuhr Hamilton auf. »Ich will jetzt von Ihnen wissen, ob Sie mich als einen ›Mann mittleren Alters von jähzornigem Temperament‹ beschrieben haben?«

»Ja«, gestand Bones, der sich schuldig fühlte, »jetzt weiß ich nicht - tat ich das wirklich, mein lieber, alter Offizier?«

»Weiter steht hier«, fuhr der unbarmherzige Vorgesetzte fort zu lesen: »Die tropische Hitze untergräbt die Lebenskraft von Leuten, die nicht so leben, wie sie sollten. Ach, o Trunk, wie viele Männer mit vielversprechender Karriere hast du schon im Keime erstickt!«

Bones antwortete nicht. Er starrte mit großen Augen auf Hamiltons linkes Ohr und atmete schnell.

»Haben Sie das geschrieben?« fragte der erzürnte Captain.

»Es war nur - allegorisch gemeint«, sagte Bones zusammenhanglos. »Es

war die Absicht, mein lieber, guter Offizier, eine moralische Nutzanwendung zu zeigen und eine Geschichte auszuschmücken - hat mir nichts ferner gelegen -, mißverstehen Sie mich nicht, mein Herr und Kommandeur.« Er schluckte, salutierte und eilte davon.

»Ich habe ihn mir einmal vorgenommen wegen dieser Sache«, sagte Hamilton, als er die Unterhaltung beschrieb.

Sanders lächelte. »Das war Nr. 2. Haben Sie auch Nr. 1 gelesen?« fragte er trocken.

»Nein in aller Welt! Wen hat er sich denn da vorgenommen, vielleicht auch mich?«

Sanders schüttelte den Kopf. »Nein, ich war sein Opfer. Bones beschrieb dieses Gebiet ganz gut, fuhr aber dann fort, zu beweisen, daß hier junge Beamte notwendig wären.«

»Ich bin...«

Sanders lachte, was nur sehr selten vorkam. »Man sollte jungen Leuten nicht erlauben, mit Dynamit oder mit einem Füllfederhalter umzugehen«, sagte er. »Aber: ›Wir schreiben, ob gelehrt oder ungelehrt!‹ Als mir dieser Erdteil noch fremd war, schrieb ich auch Bände voll. Neue Umgebung und ein feuriges Temperament haben mehr Literatur hervorgebracht als sonst irgendein bedeutender Lebensvorgang.«

Patricia Hamilton kam später zum Essen und bemerkte Bones' Abwesenheit.

»In Ungnade?« fragte sie erstaunt. »Was hat er denn verbrochen?«

»Er ist unter die Literaten gegangen«, sagte Sanders, »und hat Ihren Bruder liebenswürdig beschrieben. Zeigen Sie doch Ihrer Schwester die Zeitung, Hamilton.«

Patricia las den beleidigenden Artikel und mußte lachen. »Armer Bones!« sagte sie und wischte sich die Augen. »Er ist ja gar nicht so schlimm, und es ist doch wundervoll orthographisch geschrieben.«

»Ich war ein bißchen ärgerlich«, gab Hamilton zu, »und mein Ärger war um so größer, als ich entdeckte, daß dieser verrückte Kerl vergessen hat, die Lohnlisten an das Hauptquartier zu schicken.« Er mußte lachen.

»Ich will wetten, daß der Setzer eine schlimme Arbeit hatte, als er Bones' Artikel korrigieren mußte!«

Das Objekt seines Zornes saß in diesem Augenblick auf seiner Bettkante, vornübergebeugt, die Hände zwischen den Knien gefaltet, ein Bild der Reue und Verzweiflung.

»O Herr«, drängte ihn sein Faktotum, »die Aufnahme von Nahrung ist

notwendig für das Subjekt. Wenn das Subjekt seine Gewebe nicht wieder belebt, indem es den Magen mit Proteinen beliefert, dann leidet das Subjekt in seinem Kopf an fieberhaften Symptomen.«

»Sprich mir nicht von Essen, mein lieber, alter Ali«, sagte

Bones traurig. »Dies ist ein Fall, bei dem ein Gentleman entweder den Dienst quittiert oder sich selbst erschießt. Was ist das?« fragte er.

Er roch den angenehmen Duft der Pfanne, die Ali hielt.

»Die Sauce von einem jungen Hahn, in kochendem Wasser gedünstet und geschmackvoll mit Zwiebeln zubereitet«, sagte Ali aufreizend.

»Ich werde ein wenig davon kosten«, sagte Bones melancholisch. »Und während ich das tue, holst du meinen Schreibkasten heraus.«

Dieses »ein wenig« fiel so aus, daß Ali nachdenklich wurde, als er der Haussa-Ordonnanz die letzte Platte zum Spülen übergab.

»Sicher ist Tibbetti der Sohn eines Wolfes und der Urgroßenkel eines Geiers«, sagte er bitter, »denn er hat mir nur ein Gerippe und den Duft übrig gelassen!«

Bones setzte sich an seinen Schreibtisch und machte vier vergebliche Versuche, seinen Brief zu schreiben.

»Sehr geehrter Herr!« begann der Brief. »Ich habe die Ehre, Ihnen mein Entlassungsgesuch von der Armee zur gnädigen Kenntnis zu unterbreiten. Ich fühle, daß ich unter diesen Umständen nichts anderes tun kann, als Sie zu bitten, es an die geeignete Stelle weiterzuleiten. Geehrter Herr und Freund (früherer, früherer Tage), glauben Sie mir, daß ich traurig bin, daß ich für die niederträchtige Zeitung schrieb in einem wilden Augenblick, in einem mißleiteten Augenblick. Ich habe Sie nicht beschrieben, das war ferne von meinen Gedanken, ferne von meinen Gedanken, es war vielmehr eine Melange verschiedener Leute, die ich traf. Der Postdampfer fährt am Dienstag, und ich muß gleich mit Packen anfangen. Meine kummererfüllten Grüße an Ihre Schwester und ehrfürchtige Salaams an unseren lieben alten Sanders.

Für immer Ihr

Bones

Augustus Tibbetti, Leutnant.

P. S. - Ali macht einfach famose Hühnersuppen, lassen Sie Abibu Unterricht bei ihm nehmen. B.«

Hamilton erhielt den ungewöhnlichen Brief beim Nachmittagstee. Als er seine Tasse ausgetrunken hatte, ging er zu seinem Untergebenen hinüber. Lange bevor er die Hütte erreichte, konnte er Bones schon singen hören. Der

Gesang brach plötzlich ab, als Hamilton an die Türe kloppte. Eine schwache Stimme bat ihn einzutreten. Bones saß in Hemdsärmeln schlaff auf seinem Bett. Hastig versteckte er sein Banjo unter dem Kissen und deckte es, wenn auch nur teilweise, mit einem großen Badetuch zu. Er erhob sich schwach auf seine Füße und grüßte militärisch.

»Fühlen Sie sich nicht wohl, Bones?« fragte Hamilton mit erheuchelter Sympathie.

»Ein Fieberanfall!« sagte Bones mit hohler Stimme. »Ich fürchte, ich habe mich überarbeitet. Sechs Monate England werden mich wieder in die Höhe bringen. Dann muß ich mir irgendeine Stelle suchen, um mich zu beschäftigen.«

»Warum gehen Sie nicht zur Redaktion des ›Reading County Star‹?« sagte Hamilton mild.

Bones machte eine abweisende Handbewegung und schüttelte melancholisch den Kopf. »Ich hab's verdient, mein lieber, guter Sir, sagen Sie mir nur die Wahrheit«, sagte er mit gebrochener Stimme. »Schlagen Sie einen Mann nieder, wenn er unten liegt. Haben Sie kein Erbarmen mit dem netten, kleinen Delinquenten!«

»Ich habe Ihren Brief bekommen«, sagte Hamilton nach einer Weile.

»Ja, richtig!« Bones zog die Schultern hoch in dem verzweifeltesten Achselzucken, das er zuwege bringen konnte. »Es blieb mir nichts anderes übrig, mein lieber, guter Captain. Ich mußte meine Entlassung einreichen oder mich selbst über den Haufen schießen, und ich möchte keine Regierungsmunition zu diesem reinen Privatunternehmen verwenden. Das würde nicht ehrenvoll sein, lieber, alter Sportsmann!«

»Ja, ich habe Ihr Entlassungsgesuch bekommen«, sagte Hamilton, »und habe mich entschlossen, es anzunehmen.«

Alle Niedergeschlagenheit und Müdigkeit, die Bones bis dahin zeigte, fielen wie ein Mantel von ihm ab, und er stand plötzlich kerzengerade aufrecht.

»Sie haben meine Entlassung - angenommen, lieber, alter Freund?« fragte er ungläubig. Er schaute seinen Vorgesetzten mit einem durchdringenden Blick an. »Mein lieber, guter Captain«, sagte er höflich, »Sie sind krank, Sie haben in der Sonne gestanden.«

Er faßte den beleidigten Hamilton am Handgelenk und begann schnell zu zählen.

»Eins - zwei - drei - vier - fünf - sechs - hohe Temperatur - Puls rast wie nettes, altes Dampfrad - Augen verschleiert. Gehen Sie sofort zu Bett, lieber Mann, Bones wird sich um Sie kümmern!«

Sein Ton war so überzeugend, daß sich Hamilton beinahe täuschen ließ.

»Was zum Teufel meinen Sie denn?« fragte er und fühlte sich selbst den Puls. »Es ist doch alles in Ordnung!«

»Der Patient leidet an Illusionen, an Wahnvorstellungen«, murmelte Bones. »Er hört merkwürdigen Gesang in seinem lieben, alten Kopf. Sehr schlecht, sehr schlecht, alter Offizier, legen Sie sich sofort zu Bett!«

Hamilton erholte sich. »Ich glaube, das kommt alles daher, daß ich Ihnen sagte, daß ich Ihr Entlassungsgesuch annehme!«

»Setzen Sie sich aufs Bett, mein lieber, alter Captain Hamilton«, beschwichtigte Bones und klopfte ihm auf die Hand. »Ist es wieder in Ordnung? Fühlen Sie sich besser? Soll ich Sie in Schlaf singen?«

»Nein«, sagte Hamilton schnell. »Nun aber in allem Ernst, Bones, Sie müssen es aufgeben, in den Zeitungen zu schreiben. Erstens ist es gegen die Dienstvorschrift, und zweitens schädigt es das Ansehen Ihrer Kameraden. Sie sind in der Armee, um zu kämpfen, nicht um zu schreiben.«

Sergeant Abibu stand im Eingang der Hütte und salutierte. »O Herr«, sagte er in seinem Küstenarabisch, »es ist ein Befehl von Sandi, daß die hohen Herren zu ihm kommen sollen, denn das Chikachik hat eine große Nachricht gebracht.«

Hamilton eilte sofort aus der Hütte, denn eine telegrafische Botschaft vom Hauptquartier war ein Ereignis und deutete auf wichtige Vorgänge. Bevor er die Veranda erreichte, hüpfte und sprang Bones hinter ihm her, knöpfte seinen Rock im Laufen zu und rief ihm nach: »Langsamer gehen!«

Sanders saß in seinem großen, rohrgeflochtenen Stuhl. Zwei Telegrammformulare lagen auf seinem Schoß, die ganz von den Schriftzügen des Telegrafisten bedeckt waren. Er betrachtete sie mit düsterem Blick.

»Ist etwas nicht in Ordnung?« fragte Hamilton.

Sanders machte ein finsternes Gesicht. »Das Hauptquartier hat eine ethnologische Sektion eröffnet«, sagte er trocken und schaute auf. »Kennen Sie den B'sumbiwald?«

Nun war Hamilton an der Reihe, die Stirne kraus zu ziehen. Er kannte den B'sumbiwald zwar, aber was seine Tiefe verbarg, konnte er so wenig sagen wie ein anderer, der in dieser Gegend gelebt hatte.

Es war weniger ein Wald- als ein Sumpf gebiet, oder noch richtiger eine Reihe von Inseln, Halbinseln und Landengen, die von Urwald überzogen waren und durch Moore getrennt wurden. Es war viel schwieriger, sich dort zu bewegen als auf offenem Wasser.

Einige furchtlose Reisende, darunter auch Sanders, waren in den

B'sumbiwald eingedrungen, aber sie hatten ihre Versuche nicht wiederholt. Die Grenzlinie zwischen diesen Gebieten und dem einer befreundeten Macht lief irgendwo in gerader Linie durch den Wald. Auf dem Papier lag diese Linie unabänderlich fest, aber weder die Regierung der Territorien noch die Regierung des befreundeten Nachbarreiches konnten genau sagen, ob dieses oder jenes Dorf auf der einen oder der anderen Seite der Grenze lag.

Der große Wald war noch nie vermessen worden. Es war äußerst schwierig, die einfachsten Beobachtungen zu machen, und an manchen Stellen, besonders in den dichteren Waldungen des inneren B'sumbi, war es einfach unmöglich.

»Ich weiß soviel wie die anderen Leute«, erwiderte Hamilton langsam. »Es ist ein schrecklich schmutziges Land, in dem wilde Stämme leben.«

»Haben Sie jemals etwas von den Negritos gehört?« fragte Sanders.

Hamilton schüttelte den Kopf.

»Die netten, kleinen Negritos, meine liebe, gute Exzellenz«, begann Bones, der wie ein Wirbelwind in die Unterhaltung hineinstürzte, »ich habe Hunderte von ihnen geschossen, kleine, nette Dinger, ähnlich wie Eichhörnchen. Man kann sie sehr gut essen, wenn man weiß, wie sie zubereitet werden müssen.«

»Die Negritos«, sagte Sanders ruhig, »sind eine Zwergrasse, die gewisse Teile der Philippinen bewohnt.«

»Ach!« sagte Bones sehr erleichtert. »Die Negritos! Ich dachte, Sie sagten Negretos! Natürlich, jeder kennt doch den Negrito! Er lebt auf den Philippinen, lebt in Sümpfen und nährt sich von Kräutern...«

»Die Negritos«, sagte Sanders geduldig, »sind eine Rasse, die in gewissen Teilen der Philippinen lebt.«

»Dann ist es nicht die Sorte Negritos, die ich getroffen habe«, sagte Bones und ließ sich in keiner Weise aus der Fassung bringen.

»Nun seien Sie mal einen Augenblick ruhig, Bones!« warf Hamilton ein.

»Jedermann weiß, woher die Negritos kommen«, sagte Bones höflich.

»Sie haben alle charakteristischen Eigenschaften der Zwergvölker von Ituri und der Pygmäen von B'sumbi«, fuhr Sanders fort und tippte auf das Telegramm auf seinen Knien. »Die Verwaltung wünscht, daß jemand in den B'sumbiwald geht und einen Bericht über dieses Volk, seine Gebräuche und seine Gewohnheiten macht. Es wird eine schreckliche Aufgabe sein, aber es muß nun einmal gemacht werden.«

»Eine ganz niederträchtige Sache«, sagte Bones und warf einen forschenden Blick auf Hamilton. »Nun, mein lieber Ham, wann werden Sie

aufbrechen?«

»Es kommt darauf an«, sagte Sanders und sah gedankenvoll zum Dach der Veranda hinauf, »daß ich einen wirklich guten Bericht bekomme. Er muß von jemandem verfaßt sein, der gewohnt ist, mit der Feder umzugehen, der flüssig schreibt und gut beobachten kann.«

Bones hustete. »Natürlich!« sagte er.

»Es müßte ein Mann sein, der einen eigenen Stil hat«, sprach Sanders weiter, »ein Mann, den die Eingeborenen achten, der schnell und gewandt ist, einer, der die neue Sprache schnell lernt. Außerdem müßte es jemand sein, der diesen kleinen, scheuen Leuten Vertrauen einflößen kann.«

»Warum sagen Sie nicht gleich ›Bones‹?« fragte Bones. »Natürlich werde ich gehen!«

»Es muß ein Mann von eiserner Gesundheit sein, der nicht weiß, was Krankheit ist, ein schneller Beobachter, ein Mann, der sich zu helfen weiß...«

»Sie haben ganz recht!« unterbrach ihn Bones und schüttelte den Kopf. »Unser alter, netter Ham würde sich niemals für diesen Posten eignen. Ich bin in zehn Minuten fertig!«

In Wirklichkeit macht sich aber S. M. Motorboot ›Wiggle‹ erst zwei Tage später auf seine abenteuerliche Reise.

In einer grünen Talschlucht, weit im Innern des B'sumbiwaldes, saßen achtunddreißig traurige kleine Jungen ganz wie ihre Väter im Kreise herum und hielten ein Palaver ab. Mehr als eine Woche lebten sie schon von Affen, die sie in Fallen fingen, und von eßbaren Wurzeln.

Sie hatten schon viele Palaver abgehalten, aber dies war das schwierigste von allen. Denn ihr Instinkt sagte ihnen, daß sie sich einem unfreundlichen Volke näherten. Es war eine traurige Versammlung, und die Knaben waren auch nicht heiterer, als sie sich ihre rothaarigen Ziegenbärte wieder anklebten. Damals hatte jeder von ihnen einen heimischen Teufel von großer Macht dargestellt, und nun war es für ihr Heil auch notwendig, diese Rollen beizubehalten.

Einer von ihnen, Titu mit Namen, hatte geraten, diesen Gesichtsschmuck abzunehmen. Aber der Zorn gegen ihn war so groß gewesen, daß er beinahe aus dem Kreise ausgestoßen worden wäre.

»Titu ist ein Fisch«, sagte ein kleiner Junge beleidigt. »Solange wir Teufel sind, können uns keine anderen Geister angreifen.«

»Aber die Leute im B'sumbiwald sind keine Teufel«, widersprach Titu schwach, »und sie werden uns schlachten.«

»Wa!« sagte der ganze Chor mit einer solchen Einstimmigkeit, daß man

leicht verstehen konnte, was die Gemüter dieser Jungen am meisten beschäftigte.

Bubu, der Knabe, der die Führerschaft an sich gerissen hatte, schüttelte den Kopf. »Wir werden ihnen mit unseren schrecklichen Gesichtern Furcht einjagen«, sagte er vertrauensvoll.

Einer aus dem Kreise sprang erschrocken auf. »Ich höre etwas!« flüsterte er aufgereggt.

Sie lagen alle auf den Knien und legten ihre Ohren auf den Boden. Zweifellos war das gleichmäßige Auftreten nackter Füße zu hören. Aber es war schwer zu erkennen, aus welcher Richtung die Töne kamen.

Titu richtete sich plötzlich auf. »Ein hölzerner Fuß* ist darunter!« sagte er.

»Vielleicht ist es Sandi!«

Sie horchten alle in tiefem Schweigen. Die geübten Ohren der Knaben erkannten rasch den Tritt von Stiefeln. Es mußte ein weißer Mann sein, denn kein anderer trug im Walde Schuhe.

»Wenn es Sandi ist, wird er uns schlagen, weil der Tanz der Knaben gegen das Gesetz ist. Und wenn wir ihm alles sagen, dann wird er unsere Väter schlagen, und sie werden uns wieder schlagen. Ich werde nicht sprechen, wenn Sandi kommt!«

Titu hatte sich heimlich von der Gruppe entfernt und bewegte sich schnell, aber geräuschlos den Waldweg entlang in der Richtung, aus der der Klang kam. Er war der erste, der Bones an der Spitze seiner Träger sah, und er brachte die Nachricht zu seinen Gefährten.

Bones, der plötzlich zu einem in Schweigen versunkenen Kreis kam, blieb stehen und staunte.

* Ein beschuhter Fuß, d. h. ein Mann in Schuhen.

Sanders las Bones' Bericht, hatte sich von Bogen zu Bogen durchgearbeitet. Endlich hatte er den Teil des Berichtes vor sich, der von dem eigentlichen Zweck der Reise handelte. Bones beschrieb seine Begegnung im Walde. Sechzig Meilen weiter westlich, als er erwartet hatte, fand er eine Spur des Volkes, zu dessen Studium er ausgesandt war. In der Aufzeichnung hieß es weiter: »Der Pygmäe des B'sumbiwaldes stellt nach meinem wohlüberlegten Urteil einen reinen Negritotyp dar. Die durchschnittliche Körperlänge dieses Volkes beträgt drei Fuß und sieben Zoll. Ganz anders wie die Eingeborenen dieses Gebietes nehmen sie alle Geschenke schnell an, mit Ausnahme von Seife.«

In einem weit entfernten Akasavadorf erzählte Buku seinen erstaunten Verwandten, die den großen Überfall überlebt hatten, von seinen Abenteuern.

»Tibbetti gab uns viele wunderbare Dinge«, sagte er großspurig, »die gut sind für den Magen. Ich habe davon gegessen, auch meine Freunde. Aber er war so grausam, uns zu befehlen, daß wir uns mit einem weißen Stein waschen sollten, von dem die Augen schmerzen.«

Die Nordleute

Patricia Hamilton erwartete Bones an dem Tor im Drahtzaun, das zu dem Gehölz der Residenz führte. Sie saß auf einem Feldstuhl und fächelte sich mit dem Rand ihres weißen Tropenhutes Luft zu. Ihr Haar flatterte in der sanften Brise, die von der See kam.

Sie hatte sich seit dem Tag ihrer Ankunft, an dem sie Leutnant Tibbets damals so unzeremoniell begrüßte, nur wenig verändert. Sie gehörte zu den Menschen, denen die Sonne nicht viel anhaben kann. Ihr Gesicht und ihre Arme waren brauner und ihre Gestalt schlanker geworden. So seltsam es war, sie hatte nichts von ihrer Kraft und Energie eingebüßt, die heißen Tage und die dunstigen Nebel des Abends hatten sie nicht willenlos und schlaff gemacht, wie ihre Freunde es ihr prophezeit hatten, wenn sie ein Jahr lang in einer afrikanischen Küstenstadt leben würde.

Diesen Morgen war sie etwas zerstreut, denn das Ende ihres Aufenthaltes stand nahe bevor. Obgleich ihr Besuch in England nur ein Ferienaufenthalt sein sollte und sie am Ende der sechs Monate bestimmt zurückkehren wollte, hätte sie doch diese hundertachtzig leeren Tage, in denen sie bedeutungslos unter fünfzig Millionen anderen Menschen leben sollte.

In anderer Lage wäre sie ärgerlich auf Bones gewesen, daß er sie so lange warten ließ, aber heute war ihr diese Gelegenheit recht, um ihren melancholischen Gedanken nachzuhängen. Sie saß an der Ecke des kleinen Gehölzes, das sie Schritt für Schritt kannte. Die eckige Gestalt Bones' in weißer Uniform eilte über den Exerzierplatz. Den Tropenhelm hatte er in den Nacken geschoben, in der einen Hand hielt er eine Angelrute, in der anderen den Frühstückskorb. Aber auf seinem Gesicht lag ein schmerzlicher Ausdruck. Ab und zu hielt er an, um auf einem Bein zu hüpfen.

»Sie haben mich lange warten lassen, Bones!« sagte sie streng.

Bones suchte eifrig in seinen Hosentaschen und schaute ganz verzweifelt drein.

»Angelhaken, meine liebe, gute Schwester«, sagte er atemlos. »Ich dachte, ich hätte sie vergessen, aber - au! - ich habe sie heraus mit euch! O weh!«

Er zog einen nach dem anderen heraus.

»Das macht der Drang der Geschäfte, liebe, gute Miß«, erwiderte er auf ihren Vorwurf. »Schreckliche Formulare und Papiere muß ich ausfüllen, Zahlzettel und Rechnungen. Ali!« Er pfiff seinem würdevollen Diener, der ihm majestätisch folgte.

»Er soll alles tragen«, sagte Bones und ließ Korb und Angelhaken fallen,

als ob es heiße Kohlen wären.

»Sie sind faul, Bones!«

»Es ist nicht Faulheit«, sagte Bones. Er ging an ihrer Seite. »Es ist - nun schön, es ist etwas anderes. Ich kann überhaupt nichts mehr tun, ich bin ganz verzweifelt, meine liebe, gute Schwester Hamilton. Ich werde leichtsinnig, ich weiß nicht, was ich heute abend noch anstellen werde!«

»Was werden Sie denn anstellen?« fragte sie, ohne daß seine Worte Eindruck auf sie zu machen schienen.

Bones zuckte die Schultern. »Ich werde mich dem Trunk ergeben, ich werde Opium rauchen«, sagte er düster. »Ich werde spielen -«

»Seien Sie doch nicht verdreht, Bones«, lachte sie. »Hier gibt es doch außer Zitronenlimonade nichts zu trinken, und Mr. Sanders wird sich schwer hüten, Ihnen Opium zu geben - und mit wem wollen Sie denn spielen?«

Eine bedenkliche Frage für einen Mann, der sich eifrig dem Laster zuwenden wollte.

»Ali versteht eine Art von Bridgespiel mit zwei Strohmännern«, sagte er hoffnungsvoll.

»Sie treiben nicht genug Sport«, mahnte sie freundlich. »Ihre Leber ist nicht in Ordnung.«

»Werden Sie nicht unfein, liebe Freundin«, bat er und seufzte tief und schwer.

Er sprach kaum etwas, bis sie am Flußufer saßen. Die Angelleinen waren in die ruhige Oberfläche des Wassers gesenkt, denn hier sollte nach der Legende der genießbare Stromfisch häufig vorkommen. Nach einem ungewöhnlich langen Schweigen räusperte sich Bones.

»Liebe, gute Patricia, nun gehen Sie also fort!« sagte er heiser.

»Ja, Bones. Sind Sie denn nicht froh darüber?«

»Oh, sehr!« sagte er ruhig. »Haha! Hören Sie mich nur lachen.«

»Sie werden die Fische erschrecken!« warnte sie. »Ich bin für Sie alle eine schreckliche Plage gewesen..«

»Nun hören Sie aber auf, liebe, teure Miß Hamilton! Sie waren doch der liebe, nette Sonnenstrahl an dem trüben, regnerischen Tag, Sie waren doch die Frühlingsblume auf dem Schutthaufen!«

Er legte seine Angelrute nieder, langte tief in seine Tasche und holte einen Bogen blaues Amtspapier hervor. Er zögerte aber, bevor er ihn in ihre ausgestreckte Hand legte.

»Werden Sie mich auch nicht auslachen?« fragte er heiserer als jemals.

»O Bones, wie können Sie nur so etwas denken!«

»Es ist nur schnell hingehauen - ich bin nicht sicher, ob die Rechtschreibung ganz in Ordnung ist-, aber die Seele, die dann liegt, die Seele, meine teure, liebe -«

Er unterbrach sich und schluckte eine Träne hinunter. Dann drückte er ihr das Papier in die Hand, stand auf und ging weg.

Patricia öffnete den Bogen und las. Es war anscheinend ein Gedicht, denn jede Zeile begann mit einem großen Buchstaben

»Doch was ich leide, niemand, niemand kann es sagen, Miß Hamilton, dein Abschied liegt mir schwer im Magen, Magen.

In alle Weite über Meeres salzigen Schaum Kehrst du nun heim, Miß Hamilton - es war ein Traum. Den Sanders, Ham und Bones läßt einsam klagend du zurück In Trauer, Tränen, Kummer, Jammer und Unglück. Der Frühling kommt, die Blumen blühen - es ist kläglich, Daß wir in Furcht vor deiner Abfahrtsstunde - täglich. O Liebe, kommst du endlich in mein armes Leben - Es ist zu schön, um wahr zu sein - das kann's nicht geben! Der ich Verächter, Hasser von den Frauen bin - Hat doch das Ungeheuer Lieb' betört jetzt meinen Sinn! Leb wohl, doch nicht für immer, immer dich abwende - Kehrst du zurück nicht, freudig ich mein Leben ende - ende!«

Das Mädchen las es durch, und ihre Augen waren feucht von Tränen.

»Haben Sie es zu Ende gelesen?« fragte Bones fast unvernehmlich. Er stand ungefähr ein Dutzend Meter von ihr entfernt, mit abgewandtem Gesicht.

»Ja, Bones«, sagte sie freundlich.

»Haben Sie über mich gelacht?«

»O Bones, Sie müssen nicht denken, daß ich so roh bin!«

Bones wandte ihr sein rotes Gesicht zu und ging langsam wieder zu seiner Angelrute.

»Ja«, sagte er bitter, »es ist kein Spaß, Gedichte zu schreiben und all so was - aber - aber ich weiß, Sie sind zu vernünftig, als daß man damit Ihren Sinn ändern könnte.«

Sie unterdrückte ein Lachen.

Es entstand eine lange Pause.

»Würden Sie nicht irgend jemand heiraten?« fragte er dann und sah starr ins Weite.

»Ich glaube nicht, Bones«, sagte sie weich.

»Sie würden keinen dummen Esel, keinen schrecklichen, häßlichen Esel

heiraten oder so etwas Ähnliches, meine liebe, gute, nette Miß Hamilton, nicht wahr?«

»Ich würde selbst einen so tapferen und liebenswürdigen Gentleman wie Sie nicht heiraten, Bones.«

»Ich meinte eben mich selbst«, sagte Bones überrascht.

»Das vermutete ich auch«, sagte sie, ohne zu lächeln.

Wieder Schweigen.

»Ich bin nicht viel«, sagte Bones mit einem tiefen Seufzer, »ich bin ein ganz leidlicher Schütze. Ich kann viele Sprachen sprechen, bin so etwas wie ein Wissenschaftler, und ich kann schreiben, wenn ich auch sonst wenig verstehe -, schreiben kann ich!«

»Sie schreiben sehr nett, Bones«, sagte sie mild.

»In militärischen Dingen«, fuhr er mit einem gewissen Selbstbewußtsein fort, »köönnte ich selbst den netten, alten Professoren von der Kriegsakademie noch Winke geben - ich habe Takt und Initiative, auch Kenntnisse in der Schiffahrt.«

»Sie haben alles, was Sie brauchen«, sagte Patricia und erhob sich.

Sie ging zu ihm hinüber und legte ihre beiden Hände auf seine Schultern.

»Sie sind ein lieber Kerl, Bones, und wenn Sie etwas älter sind, werden Sie einmal jemand sehr glücklich machen.«

»Mein Leben ist zu Ende«, sagte Bones traurig. »Und wenn ich nicht genau wüßte, daß der liebe, alte Sanders ohne mich nicht auskommen könnte, und wenn Ihr lieber Bruder nicht ohne mich ein unmündiges Kind wäre - verzeiñen Sie mir diese Kritik, liebe, gute Freundin, - dann würde ich - dann würde ich -«

»Stehen Sie auf«, sagte sie. Bones erhob sich, wie erhoffte, mit einem müden, traurigen Lächeln, das aber in Wirklichkeit zu einem breiten Grinsen wurde.

»Das ist für all Ihre Liebe und Ritterlichkeit!« sagte Patricia Hamilton und küßte ihn leicht auf die Wange.

Man konnte Bones diesen ganzen Tag mit erhobenem Kopf umhergehen sehen, und er sprach mit Gleichgestellten und Vorgesetzten in einem etwas arroganten, herablassenden Ton.

Patricia Hamilton gegenüber spielte er die Rolle des ritterlichen Beschützers. Selbst Sanders, der vollauf mit den Vorbereitungen für die Abfahrt Patricias beschäftigt war, entging dieser stolze Ton nicht.

»Vielleicht hat er ein Geschwür im Nacken«, vermutete der praktische

Hamilton.

Aber was auch immer die Ursache sein mochte, Bones hatte genug Humor, um sich mit ganzem Herzen an den Vorbereitungen zu Patricia's »Vergnügungsreise« zu beteiligen.

Die ›Zaire‹ sollte die ganze Reise zu den Ochori machen, und Sanders wollte die Gelegenheit benutzen, um drei Staatspalaver abzuhalten.

»Eigentlich sollten es vier sein«, erklärte er Hamilton. »Borbini, der Häuptling der nördlichen Ochori, hat Sklaven an den Großen König über das Gebirge verkauft. Bosambo war klug genug, sich diesem Palaver fernzuhalten, denn es konnte natürlich nur auf eine Weise enden. Eines Tages wird der Kampf zwischen den nördlichen und den südlichen Ochori ausbrechen. Die Sache muß einmal zum Austrag kommen, aber schließlich nicht auf dieser Reise. Wenn Ihre Schwester das Land verlassen hat, werden wir da oben im Norden einmal Großreinemachen halten.«

Eine vergnügte Gesellschaft verließ am nächsten Morgen in der Frühe die Küste, und der Streit im Norden störte ihre gute Stimmung nicht.

An dem Großen Strom gibt es eine merkwürdige Redensart, die wörtlich übersetzt so lautet: Lange Sonne viel Süßigkeit; Sonnenweg süßer; kein Sonnenweg schlecht; sich hüten vor kurzem Sonnenweg. In einem für Europäer einigermaßen verständlichen Satz würde es heißen: Hüte dich vor den Nordleuten, denn der geringe Sonnenschein dort macht sie ungenießbar.

Der Landstrich, den Sanders regierte, lag teilweise auf dem, teilweise nördlich vom Äquator, und es ist ein sehr geringer Unterschied zwischen der Flußmündung und den fernen Grenzen des Großen Königs. Es muß Aufsehen erregen, daß ein ungebildetes Volk überhaupt irgendeinen Unterschied wahrnehmen kann. Aber dieser Spruch existiert und hat wahrscheinlich seit tausend Jahren bestanden.

Das nördlichste Volk dieser Territorien sind die Ochori, und wiederum im Norden ihres Landes sitzen die aufsässigen Elemente der Bevölkerung. Die Ochori waren einst ein Sklavenvolk und eine leichte Beute für die Akasava-, Bomongo- und Isisistämme. Aber der nördliche Teil ihres Landes war den feindlichen Einfällen nicht unterworfen. Ein Akasavahäuptling führte einmal eine Armee in das niedergebrochene Waldland und war froh, daß er überhaupt lebend zurückkam. Die Krieger seines geschlagenen Heeres schlichen einzeln nach Hause zurück. Dann erschien Bosambo auf der Bildfläche, ein ausgebrochener Sträfling, ein Krumm, der schlimmer als alle Krüleute war und die Rechte der Königswürde über die furchtsamen, südlichen Ochori für sich in Anspruch nahm. Von dem Tage an waren die Akasava zurückgedrängt worden, die Beutezüge auf die Ziegen und Frauen der Ochori hörten auf, und Bosambo machte aus seinem Volke den

gefürchtetsten und bestgehaßten aller Stämme.

Die Nordleute fanden sich auf ihre Weise mit seiner Herrschaft ab. Sie machten sich über ihn lustig, aber sie duldeten ihn. Sie hatten ihm Tribut und Abgaben gesandt, manchmal schickten sie ihm aber auch gar nichts. Bei solchen Gelegenheiten hatte Bosambo dann seine eigene Methode, gegen sie vorzugehen.

Er war ein sehr taktvoller Mann, der die Schwierigkeiten der Lage genau übersah und wohl wußte, wie sehr bei Distriktsgouverneur Sanders alles in Ungnade stand, was nach Privatkrieg aussah.

Der Hauptverbindungsweg zwischen den oberen Ochori und der Außenwelt war der Machengombistrom, der in einem tiefen, aber engen Bett floß und sich zwanzig Meilen nördlich der Ochoristadt in den Großen Strom ergoß.

Wenn Bosambo Nachricht erhielt, daß ihm aus dem einen oder anderen Grunde oder mit der einen oder anderen Entschuldigung kein Tribut gesandt werden würde, so handelte er umgehend.

Dann fanden die Kanus der Nordleute, die mit Häuten, Gummi und Kautschuk beladen waren, den Weg auf ihrer Reise zu den Handelsplätzen der Regierung bei den unteren Isisi versperrt.

Nach einer langen Periode, in der kein Tribut geschickt worden war, kam eines Tages K'feri, ein Häuptling, in Ochoristadt an. Er war der Sohn des Borbini-M'shimi, des größten Häuptlings im Norden, und erschien mit einem Gefolge von Ratgebern.

Bosambo hielt ein großes Palaver ab, denn er erkannte die Wichtigkeit dieses Besuches.

»O Bosambo«, sagte K'feri, ein großer, düsterer Mann, der zu ihm wie zu einem Gleichgestellten sprach, »ich spreche für meinen Vater Borbini, den großen Häuptling, der über alle Länder herrscht von den Sümpfen bis zu den Grenzen des Großen Königs, der Freund von Häuptlingen und Königen.«

»Eine quiekende Ratte mag für einen Leoparden reden«, sagte Bosambo, »aber ich höre nicht mehr als ein Quieken.«

K'feri schaute finster auf das kichernde Volk, das um das Palaverhaus herumsaß. »O Herr!« sagte er. »Wenn ich eine Ratte bin, dann sollst du mein großes Gequieke hören, denn ich habe Scham in meinem Bauch über alles, was du getan hast. Beim letzten Vollmond hat mein Vater Borbini zwanzig Kanus zum Großen Fluß geschickt, und in der Mitte des Weges zwischen dem Dorfe K'name und Sugundi fanden sie gefällte Baumstämme, die quer über dem Fluß lagen, so daß sie ihren Weg nicht fortsetzen konnten.«

»M'shimbain'shamba war unterwegs mit seinen furchtbaren Blitzen«, sagte

Bosambo gewandt. »Wer kann diesen Starken aufhalten, der Bäume ausreißt wie Menschen Grashalme?«

K'feri hob hochmütig die Nase. »M'shimbain'shamba ist sehr weise, aber er nimmt keine Axt, um Bäume zu fällen. Auch bindet er sie nicht mit Tauen zusammen. Bosambo, mein Vater weiß, daß du dies getan hast, weil er dir keine reichen Gaben sandte.«

Bosambo sprang auf und warf den geschnitzten Stuhl um, auf dem er gesessen hatte. K'feri zog sich furchtsam zurück, denn ein umgeworfener Stuhl hat eine besondere Bedeutung bei den Eingeborenen.

»K'feri«, sagte Bosambo liebenswürdig, »ich bin König dieses Landes, und ich nehme keine Geschenke von kleinen Häuptlingen... Ich kann Tribute einfordern und einiges für mich behalten und einen großen Teil meinem Herrn Sandi schicken, der mein König und Freund ist. Das werde ich so halten, solange ich lebe, und mein Nachfolger soll es ebenso machen, und so wird es immer sein.«

K'feri zog den Mantel aus Affenschwänzen enger um seine ragende Gestalt. »Häuptling«, sagte er kühn, »wir Leute aus dem Norden erkennen keinen König an und senden auch keine Tribute mehr. Das sagt der oberste Häuptling, mein Vater. Und auch das sagt er...«

Weiter kam er nicht, denn Bosambo ergriff das nächste Ding, das in seiner Reichweite war, den geschnitzten Stuhl, und warf ihn K'feri an die Brust. Mit einem Stöhnen sank der Mann zu Boden.

»Wer K'feri anröhrt, stirbt sofort!« sagte Bosambo und wog seinen leichten Speer in der Hand.

Er stand jetzt mit seinem Rücken am Eingang seiner geräumigen Hütte, eine stattliche Erscheinung. Seine Muskeln spielten, er war stark wie ein Bulle.

Aus einer Hütte kam sein Weib, ein braunes Kanomädchen, mit seinem großen Schild heraus; der Fellgürtel seines schweren Elefantenschwerts hing über ihrer nackten Schulter. Sie streifte die düster blickenden Männer um ihn herum kaum mit einem Blick, als sie ihm den Schild und ein Bündel Speere übergab und flink den Gürtel um seine Hüfte band. Ein zärtlicher und liebevoller Blick leuchtete in seinen Augen, als er sie schnell ansah. Dann schaute er auf die Nordleute, die reif zum Tode waren, und auf sein eigenes von Scheu ergriffenes Volk.

K'feri lag keuchend auf der Erde', halb schuldbewußt und vollständig hilflos.

»Wer von euch nennt K'feri seinen besten Freund?« fragte Bosambo.

Ein unheimliches Schweigen entstand, dann trat der kleine Häuptling eines

Norddorfs zögernd vor.

»O Herr«, sagte er langsam, »ich bin dieser Mann.«

Bosambo senkte seine linke Hand und zog das breite Elefantenschwert aus der Scheide. Er faßte die scharfe Klinge und reichte dem schaudernden Mann den Griff.

»Schlag zu!« sagte Bosambo.

Der andere feuchtete seine trockenen Lippen an, sah von links nach rechts, hob dann das Schwert und ließ es auf den Hals des hingestreckten K'feri niedersausen.

Bosambo nahm sein Schwert zurück; alle verharrten in tödlichem Schweigen.

»O Volk«, sagte er, »hier liegt K'feri, der übel gegen mein Antlitz sprach und böse handeln wollte, da er die Ochori zum Krieg aufhetzte. Wer folgt ihm? Sprecht jetzt!«

Aber keiner antwortete. Man trug den toten Mann fort und begrub ihn in einem flachen Grab. Innerhalb einer Woche sammelte Borbini, der Häuptling der nördlichen Ochori, ein Heer von tausend Speerleuten und wandte sich, rasend vor Wut, nach Süden, denn K'feri war sein Lieblingssohn.

»Es wird ein großes Morden geben«, versprach er seinen Unterhäuptlingen, »und Bosambo soll langsam sterben, denn er ist Sandis Spion und hat ihm die Geschichte von den Frauen hinterbracht, die wir an B'slanogoso von den Großen Hügeln verkauft haben.«

Er fuhr den Machengombstrom mit fünfzig großen Kriegskanus hinunter, mußte einen halben Tag halmachen, um die Barriere von Baumstämmen aus dem Wege zu räumen, die den Fluß blockierte, und kam am Abend am Großen Strom an.

Es war ihm unmöglich, gleich vom Fluß her anzugreifen, da er einige Fischerdörfer passieren mußte, wo eine Alarmtrommel zur Warnung Bosambos geschlagen werden konnte. Borbini bezog ein Lager für die Nacht und brach am frühen Morgen auf.

Zu derselben Zeit kam einer der Wachtleute, die am Fluß aufgestellt waren, zu Bosambos Hütte, und auf seinen leisen Ruf trat der Häuptling in die kühle Morgenluft heraus.

»O Herr«, sagte der Wachtmann, »Sandis großes Pucka-Puck-Boot ist nach Norden gefahren!«

»Du bist ein verrückter Ziegenbock«, sagte Bosambo. »Wenn Sandi kommt, hält er doch an meinem Ufer an.«

»Aber höre doch,« sagte der Wachtmann.

Bosambo neigte seinen Kopf vorwärts. Schwach, aber doch ganz klar, tönte das Pucka-Puck, der Laut, den die breiten Schaufeln des Hinterrades der ›Zaire‹ in dem stillen Flußwasser hervorriefen.

»Scha!« sagte Bosambo mißvergnügt. »Das ist aber böse. Denn wenn Borbini nicht mit seinen Speerleuten zu einem Überfall herunterkommt, will ich ein Narr sein! Gehe schnell und wecke meine Ruderer!«

»O Herr«, sagte der philosophische Wachtmann, »wer soll das Pucka-Puck-Boot überholen, wenn es gegen den Strom fährt?«

»Ich bin in Sorge«, sagte Bosambo, und einige Minuten später hörte man das Dröhnen seiner großen Kriegstrommel, das die schlafenden Krieger der Ochori weckte.

Patricia Hamilton stand auf der Kommandobrücke der ›Zaire‹ an Sanders' Seite und betrachtete staunend die Wunder des erwachenden Morgens. Die hohen Bäume, die die Uferbank umsäumten, standen dunkelblau gegen den perlgrauen, blassen Himmel. Sie hatte Morgen am unteren Strom erlebt, aber hier sah sie eine unbändige Wildnis, eine fast bedrohliche Freiheit und ein Übermaß des Wachsens und Wucherns. Die Landschaft lag in satten Farben vor ihr. Hier offenbarte sich die Natur mit Leidenschaft. Kahle schwarze Felsen ragten aus dem Strombett hervor, üppige Sträucher und Pflanzen rankten sich um die Stämme der großen Baumriesen. Tödliches Schweigen herrschte, und die Welt war zu groß für die leisen Töne, die mit der Dämmerung kamen.

»Ist dies nicht majestatisch und erhaben?« sagte sie leise. »Denken Sie nicht, daß diese Leute auf Abenteuer ausgehen -«

»Welche Leute?« fragte Sanders schnell, und als er der Richtung ihres ausgestreckten Fingers folgte, sah er die Kriegskanäus vor dem Dampfer.

Hamilton hörte das beschleunigte Klingeln des Maschinentelegraphen und fühlte das Zittern im Schiffskörper der ›Zaire‹, als sie mit Volldampf voraus fuhr. Bones, der gerade seine Morgentoilette vollendete, vernahm ein ihm vertrautes Geräusch und wurde blaß bis in die Lippen. Es war der letzte Seufzer eines zu Tode getroffenen Mannes, der vor der Tür seiner Kabine lag. Schnell nahm er seinen Revolvergürtel herunter, stieg über den toten eingeborenen Matrosen hinweg und eilte vorwärts.

Die Luft war voll schwirrender Pfeile. Patricia hatte sich in einer Ecke der Kommandobrücke zusammengekauert. Ihr weißes Kleid war von dem Blute des toten Steuermanns bespritzt.

Sanders allein stand aufrecht. Seine grimmigen Blicke starnten geradeaus. Aufs höchste angespannt, schaute er auf das Flußbett, ob er keine Anzeichen von Sandbänken entdecken könnte.

»Bleib, wo du bist, Pat!«

Bones hörte Hamiltons Stimme und drehte sich halb nach ihm um. Diese Bewegung rettete sein Leben, denn ein langer Pfeil mit einer Stahlspitze flog an seinem Gesicht vorbei und blieb in dem Holzwerk von Sanders' Kabine stecken.

»Bringen Sie das Maschinengewehr in Tätigkeit, Bones!«

Der junge Mann war an dem Geschütz, bevor der Befehl ausgesprochen war, und Patricia sah trotz ihrer Angst einen anderen Bones - einen schnellen und gewandten Mann mit einem leichten Lächeln in den blauen Augen und einem entschlossenen Zug umden Mund.

Taktaktaktak! machte das Maschinengewehr »Verdammt!« rief Bones. »Eine Ladehemmung!«

Hamilton sprang zu und wollte ihm helfen, aber der Patronengurt bewegte sich nicht weiter.

Bum!

Die »Zaire« machte einen Satz und schlug auf.

»Wir sitzen fest«, sagte Sanders, als das Boot mit der Breitseite herumschwang. »Ich weiß nicht, warum das alles zusammenkommen muß. Das wird unser Waterloo.«

Er sah auf Patricia und lächelte, und sein Lächeln war unendlich zärtlich. Dann wandte er sich um, ging an die Seite des Bootes und hielt seine offenen Handflächen nach oben. Ein großes Kriegskanu löste sich aus dem Haufen, der Pfeilregen hörte auf, und Sanders schaute nach unten in das bemalte Gesicht Borbinis.

»O weißer Mann, ich sehe ich!« sagte der Häuptling anmaßend. »Dies ist ein guter Tag für mich. Siehe da! Ich kam, um den Hund zu schlagen, und ich habe seinen Herrn ergriffen!«

»Hier bin ich!« sagte Sanders ruhig. »Und es scheint so, daß du nichts anderes als mich haben willst. Deshalb lasse deine Leute mein Boot in das tiefere Wasser ziehen, daß ich meine Freunde fortschicke, und du kannst dann mit mir machen, was du willst!«

Borbinis zitterte vor Aufregung.

»Das ist ein guter Tag für mich«, sagte er wieder. »O Sandi, ich habe dich immer gehaßt, da du Bosambo über mich gesetzt hast. Auch hast du mich gestraft und hast Tigili von B'fusumaro, meinen eigenen Vater, aufgehängt.«

»All das tat ich«, antwortete Sanders gelassen. »Und du sollst mich nun haben. Nimm mich also und sende meine Freunde wieder zurück.«

Borbini sprang auf das Deck der ›Zaire‹ und stemmte die Arme in die Hüfte. Scharf beobachtete er seine Gefangenen. Patricia Hamilton stand in der Nähe ihres Bruders. Borbini kam heran und schaute sie an. Sein struppiger weißer Bart war nach vorn gestrichen.

»O ko«, sagte er, »ich habe eine Hütte in meinem Gehöft für dieses Weib.«

Jede Bewegung bedeutete Tod. Die breiten Schwertklingen der Wachtleute, die den Häuptling begleiteten, berührten die Brust der Männer, und diese Speere waren scharf wie Rasiermesser.

»Ich werde ein Palaver abhalten«, sagte Borbini ausgelassen vor Freude. »O Sandi, das ist das Palaver, das du mir versprochen hast!«

Er brachte seinen Gefangenen an Land. In einer großen Waldlichtung, die umherliegende zerbrochene Bäume und niedergetrampeltes Unterholz als einen Elefantenspielplatz kennzeichneten, setzte er sich nieder, um Gericht abzuhalten. Seine fünfzig Kriegskanus bewegten sich und schwangen ans Ufer.

Unter einer großen Eiche saß Borbini, der Häuptling des Nordens. Sein gefurchtes Gesicht arbeitete und zuckte vor Erregung.

»O Volk«, rief er laut, »hier ist der gefürchtete Sandi! - Hier ist Sandi der Große! - Er bringt Soldaten mit sich, und die Männer zittern - er spricht ein Wort, und Häuptlinge sterben. Jetzt aber spreche ich - und er stirbt!«

Das war der Anfang einer langen Rede, die fast eine halbe Stunde lang dauerte, denn Zeit hat am Großen Fluß noch keinen Wert, und die Männer werden nach der Länge ihrer Reden beurteilt.

»Ich fürchte, das ist das Ende«, flüsterte Hamilton. »Pat - Sanders - ist es nicht möglich, etwas zu tun?«

Sanders nickte. Er saß zwischen dem Mädchen und ihrem Bruder. Plötzlich neigte er seinen Kopf halb zu ihr hinüber.

»Pat«, sagte er leise, »verstehen Sie?«

»Vollkommen«, sagte sie sanft. »Sie wollen mich diesem Kerl nicht ausliefern -«

»Nein, weder Borbini noch einem ändern«, sagte er. »Aber da ist noch etwas anderes.«

Sie sah, wie er vergeblich nach Worten suchte, und es überlief sie heiß und kalt.

»Sie - Sie lieben mich?« flüsterte sie und lehnte sich an ihn.

Sie waren nicht gefesselt, denn die Spitzen der Speere umgaben sie.

Sanders legte seinen Arm um sie.

Plötzlich endete die Rede des Häuptlings, und er stand auf.

»Jetzt!« murmelte Hamilton und biß die Zähne zusammen.

»O Häuptling!« Es war Bones, der sprach - hoch aufgerichtet und zitternd vor Erregung. Sein dünner Finger deutete auf den Fluß hinter ihm.

»Dies sage ich, o Borbini«, rief Bones mit schriller Stimme. »Mein mächtiger Ju-Ju ist heute in voller Kraft, denn die Felsen bewegen sich!«

Tausend Augenpaare starrten über den Fluß.

»Seht gut hin, ihr Leute!« schrie Bones. »Und sagt, ob ich lüge! Mein großer Ju-Ju ist mit mir, und zwei Felsblöcke bewegen sich!«

Richtig - dort waren zwei Felsblöcke an der fernen Küste, aber obgleich die Versammelten ihre Augen anstrengten, konnten sie nicht sehen, daß sie sich bewegten.

»O Tibbetti, du lügst«, sagte Borbini. »Dies ist...«

»Schaut genau hin - schaut hin, schaut hin!«

Wieder wandten sich die Köpfe. Borbini selbst machte einen Schritt vorwärts und hielt die Hand an die Augen.

Bosambo trat aus den Bäumen hervor, durch die er sich einen Weg gebahnt hatte, während Bones die Aufmerksamkeit aller ablenkte. Und das Schwert, das den Sohn erschlagen hatte, trennte den Kopf des Vaters vom Rumpf.

»Tötet sie!« brüllte Bosambo.

Der Saum des Waldes wimmelte plötzlich von seinen Kriegern.

Patricia erwachte in ihrer Kabine, und Sanders saß an ihrer Seite.

»Ich weiß nicht, wie lange Sie bewußtlos waren und wie lange Sie geschlafen haben«, sagte er.

»Ist - sind -«

»Alles ist in Ordnung«, lächelte er. »Sie haben geträumt.«

Sie seufzte tief auf.

»Wieviel war Traum?« fragte sie.

Er antwortete nicht gleich.

»Soviel Sie wünschen -«

Sie streckte ihre Hand aus und faßte die seine.

»Sie wissen, welchen Teil ich wirklich erleben möchte?« fragte sie leise.

»Ich hoffe«, sagte er und schaute ihr in die Augen.

Die ›Zaire‹ war auf dem Heimweg und bewegte sich mit großer Geschwindigkeit stromabwärts.

Man hörte Bones Stimme.

»Was ich Ihnen klarmachen wollte, mein lieber, guter Ham«, sagte er. »Ich habe sofort die Situation überschaut. Ich sehe solche Dinge blitzartig - es ist eine - eine -«

»Krankheit?« sagte Hamilton lässig.

»Nein, eine Gabe - es liegt in der Familie. Natürlich wünsche ich keinen Dank, lieber, guter Freund. Die Genugtuung, daß die nette, liebe Gesellschaft ihr Leben mir verdankt, ist Belohnung genug. Aber wenn Sie mich zur Rettungsmedaille eingeben wollen, dann können Sie Ihren Bericht so abfassen...«

»Ich werfe Sie über Bord, wenn Sie noch weiter so faseln«, sagte Hamilton.

Eine Pause.

»Auf Kopf und Verstand kommt es an, lieber, alter Ham«, sagte Bones. »Der Sieg heute ist mir zuzuschreiben! Bekomme ich nun meine Rettungsmedaille oder eine gute Zigarre?«